



# **Begegnungen 2/2018**

*Zeitschrift der  
Katholischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft*

## Inhaltsverzeichnis

<i>Helmut Schlacher</i> , Titelbild: Florentina Pakosta, „Aufstrebende Hand“	2
<i>Helmut Schlacher</i> , Zu diesem Heft	2
<b>Thema: Mit Sprache Brücken bauen</b>	
<i>Maria Gobiet, Katharina Wesener</i> , Mit Sprache Brücken bauen	4
<i>Angelika Müller</i> , Gehörlosigkeit als Kommunikationsbarriere?	8
<i>Sabine Wallner</i> , Körpersprache	10
<i>Cécile Reiter</i> , Projektbericht über meine Zeit in der „Casa Hogar Estudiantil ASOL“	14
<b>Kleine Orte der Gotteserfahrung</b>	
<i>Erich Linhardt</i> , Die Wallfahrtskirchen Maria Schnee, Maria Schönanger und Maria Freenstein	20
<b>Zeitzeugen/Erinnerungen</b>	
<i>Gustav Zankl</i> , Kindheit und Jugend in inhumaner Zeit. 2. Teil, 1943–1945	25
<i>Leopold Städtler</i> , Erinnerungen an die Gemeinde in der Barbarakapelle des Domes in Graz zur Zeit des Nationalsozialismus 1938–1945	38
<i>Margaretha Pflieger</i> , Dienstantritt mit Hindernissen	44
<b>Aus der Gemeinschaft</b>	
Als neue Mitglieder begrüßen wir	46
In memoriam	46
Hohe Geburtstage feiern im zweiten Halbjahr 2018	46
<b>Berichte</b>	
<i>Ilse Kanzler</i> , 22. Skiwoche	49
<b>Freiwillige Helferarbeit</b>	
<i>Edwin Benko</i> , Krisenintervention Land Steiermark	50
<b>Ankündiger</b>	
Seggauoberger Familiensingwoche	55
<i>Eva Kreissl</i> , Das Bett im Bild	56
Fahrten mit Roswitha Von der Hellen	60
Veranstaltungen	60
<b>Buchempfehlungen</b>	
<i>Andreas König</i> : Zwischentoren, Im Kreuzgang – Gedichte ( <i>Maria Pietsch</i> )	62
<i>Robert Preis, Jakob Kirchmayr</i> : Sagen aus der Steiermark ( <i>Katharina Wesener</i> )	64
<i>Gerd Theißen</i> : Der Anwalt des Paulus ( <i>Helmut Schlacher</i> )	64
<i>Franz Küberl</i> : Sprachen des Helfens ( <i>Helmut Schlacher</i> )	67
<i>Peter Trummer</i> : „Ich bin das Licht der Welt“ Meditationen zu biblischen Ich-bin-Worten ( <i>Helmut Schlacher</i> )	69
<b>Zu guter Letzt!</b>	
<i>Karl Haas</i> , Zum Muttertag – <i>Phil Bosmans</i> : Das Herz Jeder Familie	70

## **Titelbild**

**Florentina Pakosta: „Aufstrebende Hand“, 1980, Polychromos-Kreide auf Papier, Albertina, Wien © Bildrecht, Wien, 2018**

---

Helmut Schlacher

**Retrospektive der bedeutenden österreichischen Künstlerin anlässlich ihres 85. Geburtstages in der ALBERTINA in Wien bis 26. August 2018.**

In dieser Ausstellung werden die drei Phasen des künstlerischen Wirkens Pakostas gezeigt: Mit ihren satirischen Arbeiten prangert sie patriarchalische Machtstrukturen an, indem sie männliches Verhalten überzeichnet und tradierte Rollen umkehrt. In der zweiten Phase, in der das Titelbild „Aufstrebende Hand“ entstanden ist, werden subtile schwarzweiß gezeichnete menschliche Gesten gezeigt. Ab etwa Mitte der 1980er-Jahre wendet Florentina Pakosta sich von den gegenständlichen Arbeiten ab und es entstehen ihre farbstarken geometrischen Balkenbilder.

Eine sehenswerte Ausstellung. Das Titelbild hat mich auch deshalb angesprochen, weil es dem Thema des Heftes „Sprache als Brücke“ eine körperliche Erweiterung – die „Sprache der Hände“ – verleiht.

## **Zu diesem Heft**

**Die Wiederentdeckung der Gebärde**

---

Helmut Schlacher

Wie zufällig zu unserem **Heftthema „Mit Sprache Brücken bauen“** ist mir ein Büchlein zur Rezension zugeflogen. Der Titel hatte mich interessiert: Stille, Seelbad, Engelsbrot – Heimische spirituelle Traditionen neu entdecken (Karl-Heinz Steinmetz, Styria 2018, 160 S., € 20,-). Der Autor hat die traditionelle Europäische Medizin wiederentdeckt. (Als Alternative zur TCM – traditionelle chinesische Medizin.) Ja, und was gab es im oben zitier-

ten Kapitel zu entdecken? Dass die spirituellen Gebetsgebärden, wie sie das Christentum über die Mönche aus dem Altertum über das Mittelalter bis in unsere Zeit überliefert hat, eigentlich gesunde Leibübungen sind (vergleichbar mit den Gebetshaltungen der Muslime).

Was könnte man sofort auch als Therapie ausprobieren? *„Gemäß der Klostermedizin und Traditionellen Europäischen Medizin unterstützen Haltungen, Gebärden und Bewegungsfiguren den Stoffwechsel und Energiehaushalt des Leibes: Sie sorgen für eine „gute Kochung“ (bona coctio). In den Gesundheitsratgebern des Mittelalters und der Renaissance wird eine große Bandbreite entfaltet: umfangreiche Bewegungsfiguren oder kurze Bewegungsmuster, aus sanft-weichen oder eher stark-kräftigen Bewegungen zusammengesetzt, mit schnellem oder langsamem Bewegungsfluss. Die besprochenen Gebärden – guter Stand, Selbstwahrnehmung, Herzzentrierung, Erhebung, Öffnung und Verbeugung – lassen sich also nicht nur als Gebet, sondern auch als therapeutische Leibarbeit nutzen“ (S 107).*

Und was könnte man als intensive Gebetshaltung aktivieren? Das Herzensgebet: Man lässt sich in Meditationshaltung und mit freigegebenem Atem auf die zwei Gottesnamen ein: Jehoschua – Jahwe hilft, und Christus – der Gesalbte. Das Ausatmen mit *Jesus* und das Einatmen mit *Christus* verbinden.

Wer so, wie viele Mitchristen im Osten oder auf dem Berg Athos, seinen Leib als Gebetbuch gebraucht, wird sich nicht schwertun, mit seiner Körper- und Wortsprache in Kommunikation zu den Mitmenschen zu treten.

So fügen sich die einzelnen Beiträge dieses Heftes gut ineinander.

## Mit Sprache Brücken bauen

### Mit Sprache Brücken bauen

---

Maria Gobiet, Katharina Wesener

*Fremdsprachen sind inzwischen aus dem alltäglichen Leben nicht mehr wegzudenken: Von dem/der VerkäuferIn bis zum/r UniversitätsprofessorIn, alle benötigen immer wieder Fremdsprachenkenntnisse, sei es in der Kommunikation mit Kunden oder Studierenden, auf pragmatischer oder wissenschaftlicher Ebene. Auf diese Notwendigkeit geht inzwischen auch unser österreichisches Bildungssystem verstärkt ein: Die Ausbildung des Lehrpersonals hat sich stark verändert und verbessert, und auch an den Schulstandorten werden vermehrt Schwerpunkte in dieser Richtung angeboten. Selbst an den Berufsbildenden Höheren Schulen mit technischem Schwerpunkt wird den Fremdsprachen größere Aufmerksamkeit gewidmet als noch vor zwanzig Jahren.*

*Vorreiter in dieser Entwicklung war ein Schulkonzept für eine internationale Schule, das in Graz vor 25 Jahren durch die visionären Ideen einiger weniger Lehrpersonen entstand. An ihrer Spitze befand sich der Universitätsprofessor **Peter Bierbaumer**, der damals der Leiter des Institutes ISZ (Internationales Sprachzentrum) an der Karl-Franzens-Universität Graz war und diese Zeit der Gründung folgendermaßen beschreibt:*

Im Jahr 1989 begann ich mit den konkreten Vorarbeiten, die mir dadurch sehr erleichtert wurden, dass es mir möglich war, im Rahmen der sogenannten Aktion 8000 für arbeitslose AkademikerInnen zwei junge Absolventinnen zu beschäftigen, nämlich **Mag. Christa Kovatschitsch** und **Mag. Barbara Conrad**, die erfreulicherweise auch heute noch an der GIBS unterrichten. Die Vorarbeiten umfassten die Einholung von Informationen

über ähnliche Schulen im Ausland und in Österreich sowie Besuche bei der Vienna International School und der American International School in Wien, beide Privatschulen mit schon damals horrenden Schulgeldern (S 10.000,- monatlich). Die Vorbereitungsarbeiten ergaben unter anderem, dass damals die International Community in Graz nicht groß genug war, um eine Schule für nicht-österreichische SchülerInnen zu füllen; daher entstand das noch heute gültige Konzept der GIBS, das einerseits österreichischen SchülerInnen eine überdurchschnittliche Beherrschung des Englischen und weiterer Fremdsprachen ermöglicht und auch internationalen SchülerInnen eine weltoffene schulische Heimat bietet.

Bei unseren Überlegungen zur Organisationsform der Schule strebte ich anfänglich eine private Schule an, da internationale Schulen üblicherweise Privatschulen sind. Weil aufgrund des Konkordats katholische Privatschulen automatisch das Lehrpersonal als „lebende Subvention“ erhalten, versuchte ich, eine der katholischen Schulen in Graz als Partner zu gewinnen. Da mir dafür das Bischöfliche Gymnasium am besten geeignet erschien, wandte ich mich an den grundsätzlich interessierten Schulerhalter, musste aber nach längeren Verhandlungen aufgeben, da man nicht bereit war, in die neue Schule auch Mädchen aufzunehmen. Mittlerweile hat man auch dort längst die Zeichen der Zeit erkannt und nimmt auch Schülerinnen auf.

Auf meiner Suche nach einem neuen Partner kam mir schließlich zugute, dass ich in zahlreichen Gesprächen – unter anderem auch in der Sauna – meinem Freund **Werner Kristoferitsch**, dem damaligen Direktor des Pestalozzi-Gymnasiums, mein Leid geklagt hatte. Als die Verhandlungen mit dem Bischöflichen Gymnasium endgültig gescheitert waren, meinte er eines Abends: „Warum kommst du nicht einfach zu mir und versuchst es im Rahmen des Pestalozzi-Gymnasiums?“ Ich nahm begeistert an, ahnte aber nicht, dass ich mich damit an den Start eines Nebelsloms begab, dessen Ziel im Grunde erst 1996 mit der Erhebung der GIBS zur Expositur erreicht wurde.

Die Hauptschwierigkeit bestand darin, dass im Gebäude des Pestalozzi-Gymnasiums kein Platz für die geplanten zwei bis drei „dislozierten

Klassen“ der späteren GIBS vorhanden war und ich daher Räumlichkeiten finden musste. Der nächstliegende Gedanke war, in einer der an Schülerschwund leidenden Hauptschulen Unterschlupf zu finden, was – wie ich rückblickend sehr gut verstehe – zu vielen Widerständen (vor allem durch Ängste um den Arbeitsplatz bedingt) führte. Schließlich gelang es mir aber doch, in der zur Schließung vorgesehenen Wieland-Schule drei Klassenräume zugesichert zu bekommen. Mein Dank gilt in diesem Zusammenhang einem der ersten GIBS-Väter, Frido Hütter, und vor allem seinem damaligen Kollegen Bernd Chibici, die unser Projekt in allen schwierigen Phasen medial unterstützten. Mein Dank gilt hier aber vor allem auch unserem Altbürgermeister, Alfred Stingl, der, nachdem er das Ja für die Freigabe der Räume in der Wieland-Schule beim zuständigen Stadtschulrat erreicht hatte, über alle Schwierigkeiten und zum Teil auch Anfeindungen aus den eigenen Reihen hinweg immer zu unserem Schulprojekt stand.

*Parallel dazu entwickelte die spätere Direktorin der Schule, Elisabeth Fleischmann, ein ähnliches Konzept für das von der Schließung bedrohte Gymnasium Kirchengasse: Dieses sollte einen Schwerpunkt bekommen, und Fleischmann entwickelte die Idee einer bilingualen Klasse. Da sie auch Didaktik an der Universität unterrichtete, trat die Gruppe um Professor Bierbaumer an sie für die konkrete didaktische Umsetzung des Projektes bilinguale Schule GIBS heran, und sie wurde schließlich die erste Direktorin. Aus Anlass des 25-jährigen Bestehens stellte sie die didaktischen Besonderheiten der GIBS unter dem Titel „We have a dream ...“ in einer Festschrift vor, die hier kurz zusammengefasst werden sollen:*

*Das Lehrerteam für die GIBS wurde und wird von einem Lehrerauswahlteam ausgewählt, denn diese Schule braucht MitarbeiterInnen, die sich nicht nur mit ihrem einzigartigen Konzept identifizieren, sondern auch eine besondere sprachliche Kompetenz mitbringen. LehrerInnen in der GIBS sind keine EinzelkämpferInnen, sondern didaktisches Material und Informationen werden geteilt – sei es in der Ideenbörse, Materialsammlung und -austausch, den fixen Donnerstagabendmeetings oder dem Kick-off-Wochenende vor jedem einzelnen Schuljahr im September – Pflichtveranstaltungen für das ganze Lehrerteam.*

*Auch die SchülerInnen werden nach einem besonderen System ausgewählt: Ein Team aus LehrerInnen wählt anhand von anonymisierten Interviews die zukünftigen GIBS-SchülerInnen aus. Daraus ergibt sich eine bunte Vielfalt: Das Zusammentreffen verschiedener Kulturen, das unsere SchülerInnen in jungen Jahren erleben, ist positiv prägend, wird ohne große Aufregung angenommen und führt, wie sollte es auch anders sein, zur großen Offenheit unserer Kinder. „Nativ speaker assistants“, das große Sprachenangebot und die vielen Begegnungen im Schulalltag sowie die zahlreichen gemeinsamen Auslandsaufenthalte und EU-Projekte fördern die Offenheit gegenüber anderen Ländern und Kulturen.*

Wer GIBS hört, denkt an bilingualen Unterricht, an Englisch als Arbeitssprache und Kommunikationsmittel. Dieses Konzept war in Österreich zur Zeit der Schulgründung völlig neu und wurde vom Lehrerteam vom GIBS entwickelt. Die viermonatige „Intensive Phase“ in der ersten Klasse, an der sich alle Fächer beteiligen, sowie das spielerische Erlernen der Sprache in „Active English“ unterstützen den Anfangsunterricht. Ziel ist es, den SchülerInnen „annähernde Zweisprachigkeit“ zu vermitteln, ohne dabei die Lernziele in Fächern wie Geografie, Biologie, Geschichte, Mathematik etc. aus den Augen zu verlieren. So ist GIBS mittlerweile zur Marke geworden. Die Methodenvielfalt und der gezielte Einsatz von pädagogischen Elementen fördern die sprachliche Entwicklung und die Interessen der Kinder auf vielen Gebieten. Intensive Phase, Workshops, Cross Curricular Teaching (unser berühmtes Flower-Modell), Open Learning, Teamteaching, Einsatz moderner Technologien und vieles mehr – das ist [teaching@gibs](mailto:teaching@gibs).

*Unterstützt wurden und werden alle Unternehmungen vom sehr aktiven Elternverein und dem Unterstützungsverein GIBS. Vor allem die Standortsuche, die sich über Jahre äußerst schwierig gestaltete, wurde von Eltern und anderen Unterstützern getragen und die Lehrkräfte dadurch entlastet, um sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Sechs Mal musste die immer größer werdende GIBS innerhalb von fast 20 Jahren ihren Standort wechseln, erst seit 2010 hat sie ihre Heimat in der Georgigasse 85, der ehemaligen katholischen PH, gefunden. Der starke Zustrom*

*gab und gibt der Idee GIBS Recht, und so ist der Traum einer internationalen bilingualen Schule in Graz wahr geworden.*

Kursiv geschriebene Ergänzungen von Maria Gobiet und Katharina Wesener; die Originaltexte stammen von **Peter Bierbaumer** und **Elisabeth Fleischmann**, nachzulesen in voller Länge im „Yearbook 2016/17 Special Edition 25 years gibs“.

## **Gehörlosigkeit als Kommunikationsbarriere?**

Angelika Müller



*Isabell, Ines und Angelika Müller*

Als meine Mutter auf die Welt kam, prophezeiten Ärzte eine Überlebensdauer von drei Monaten. Bei den Schweregraden ihrer Krankheiten und der frühgeburtlichen Unterentwicklung gab es keine Hoffnung auf eine Zukunft. Aufgrund der resoluten und heroischen Standhaftigkeit meiner Oma kam es zu einer großen medizinischen Aufbietung und schließlich zu einem Wunder. Was blieb, ist die Gehörlosigkeit.

Sechszwanzig Jahre später kam meine Schwester zur Welt, ein Jahr darauf ich. Zwei völlig gesunde Kinder, denen es an nichts fehlte. Wir wuchsen mit der Gebärdensprache auf, konnten bereits mit zehn Monaten mittels Händen sagen, was wir benötigten. Wenn eine von uns weinte, lief die andere zu einem Elternteil, um ihm dies mitzuteilen. Vibrierte ein Telefon oder klingelte es an der Tür, kamen meine Schwester oder ich angerannt. Wir haben zu Hause eine Lichtsignalanlage, die anfängt zu blinken, wenn ein Kind schreit, die Türklingel läutet oder allgemein ein lautes Geräusch ertönt, was sehr entlastend für meine Mutter und uns alle ist.

Eine Sache, die mir früher immer missfiel, war, bei Firmen, Geschäften, Banken oder dergleichen anzurufen und mich zu erkundigen, zu

beschweren oder zu informieren. Die Gesprächspartner bemerkten die Kinderstimme und oft hatte ich das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden, was die Telefonate noch schwieriger machte. Ein Vorteil, der mir erst mit der Zeit auffiel: frühe Selbstständigkeit.

Wenn wir in ein Restaurant essen gehen, dolmetschen wir die Bestellungen. Wir helfen auch, wenn Mama oder Papa nicht verstehen, was die jeweilige Mahlzeit zu bieten hat. Wenn wir auf Urlaub fahren und die Speisekarte nur auf Englisch geschrieben ist, gehen wir Gericht für Gericht durch und erklären die Speise in Gebärde. Eines kann ich versichern: man wird resistent gegen jeglichen schräggelegten Kopf.

Schulausbildung war zu den Zeiten meiner Eltern keine ernstgenommene Sache. Die Kinder durften nicht in Gebärdensprache sprechen, sondern mussten Lippenlesen lernen. Sinnerfassend lesen bereitet große Schwierigkeiten und einen grammatikalisch richtigen Satz zu formulieren ist fast nicht möglich. Ihre Bildung war mehr als mangelhaft. Da es nur eine Schule für hörgeschädigte Kinder in der Steiermark und sonst keine Möglichkeit gab, dass gehörlose Kinder zusammen mit anderen Kindern in Kontakt kamen, waren sie eine segregierte Gemeinschaft. Selbstverständlich gab es ein Internat, das die Kinder nolens volens so früh wie möglich besuchten, was verstärkt zu ihrer Isolation beitrug.

Jedoch zeigte sich in den letzten Jahrzehnten eine große Tatkraft für die Integration und Hilfe für Gehörlose. Durch Hightechprodukte wie alle Arten von Hörgeräten kann jedes gehörlose Kind eine normale Schule besuchen. Video-Anrufe und Skype ersetzen das oft komplizierte und mit Missverständnissen behaftete Nachrichtenschreiben. Außerdem bieten immer mehr Fernsehsender die Untertitelfunktion an, eine Innovation, die zwar minimal erscheint, deren Effekt jedoch erheblich ist. Nachrichten und öffentliche Debatten oder auch Ansprachen des Bundespräsidenten werden in Gebärdensprache gedolmetscht. Einmal im Monat findet ein Gottesdienst mit Dolmetsch in der Stadtpfarrkirche statt, es gibt eine Gehörlosenambulanz, bei der Ärzte und Krankenschwestern die Gebärdensprache beherrschen. Jedoch ist die Gehörlosigkeit dennoch eine Barriere, die fast unüberbrückbar ist, zwischen Hörenden und Nicht-Hörenden. Man fühlt sich nun einmal

am wohlsten unter seinesgleichen, wo man verstanden wird und sich in seiner Eigenart nicht allein fühlt.

Meine Mutter ist oft die einzige Gehörlose. Gespräche zwischen ihr und jemandem, der ihre Sprache nicht beherrscht, sind meist mit sportlicher Betätigung verbunden. Man kommt definitiv auf eine sehr vertraute Ebene. Gehörlose Menschen sind äußerst aufmerksame, empathische Gesprächspartner. Unabhängig von Ort, Zeit und Umstand, man findet immer ein offenes Auge und die ungeteilte Aufmerksamkeit. Ihr Mitgefühl zeigen sie auf aufrichtige Weise. Geduld ist ebenfalls eine Eigenschaft, die gehörlose Menschen nach meiner persönlichen Erfahrung außerordentlich auszeichnet. Man sagt, dass Gehörlosigkeit eine der verheerendsten Beeinträchtigungen ist, da Gehörlose sich in ihrer Artikulation so schwertun, da sie sich nicht verstanden fühlen und daher zeitweise tatsächlich stumm sind. Sie können nie wirklich ihre Probleme in Worte fassen, sie brauchen überall jemanden, der ihnen beim Übersetzen hilft, der sie bei wichtigen oder sehr privaten Treffen begleitet.

Gehörlose Menschen sind bewundernswerte Persönlichkeiten. Sie kämpfen sich trotz ihrer Beeinträchtigung mit erstaunlicher Kraft durch ihr Leben. Sie müssen immer wieder unter Beweis stellen, dass alle Steine aus dem Weg geräumt werden können, wenn man die Willenskraft dazu hat, und dies können sie jedes Mal aufs Neue demonstrieren. Gehörlose sind eine Gesellschaft mit viel Talent, Mut und Lebensfreude. Sie zeigen, was es bedeutet, wahre Stärke zu besitzen.

## **Körpersprache**

---

Sabine Wallner

Was wir ohne Worte sagen, sagt uns unsere Körpersprache, die angeboren, anerzogen, ohne Unterbrechung unser Leben bestimmt. Jede Bewegung ist einmalig, in gleicher Weise nicht wiederholbar und deshalb auch

nicht widerlegbar. Körpersprache ist ein Informationssystem des Menschen für Menschen und über den Menschen, mit der man sich ausdrücken muss, kann, möchte und sollte (nach Samy Molcho).

Wenn man so wie ich mit einem Handicap konfrontiert ist, kann diese Sprachform zu einem hilfreichen Kommunikationsmittel werden. Ich darf mich vorstellen. Mein Name ist Sabine Wallner, Künstlernamen McBEE, und ich bin seit frühester Kindheit gehörlos. Dass mein späterer Arbeitsbereich die Körpersprache und Pantomime werden sollte, war in meinen jungen Jahren nicht absehbar. Als Quereinsteigerin in die Kunst der Pantomime entdeckte ich nach der Matura diese Form der Körperbewegung für mich, war fasziniert davon und wagte den Schritt auf die Bühne. Das McBEE Studio in Graz wurde mein Arbeitsplatz, die einzige Kultureinrichtung dieser Art in Österreich für Körpersprache, Pantomime und kreative Bewegungsformen. Es wurde außerdem zur Heimat für Menschen mit besonderen Bedürfnissen, ein Zentrum für Inklusion und Integration. Hier entstanden viele Theaterproduktionen auf der Basis nonverbal – international – barrierefrei. „Der Körper ist der Handschuh der Seele, seine Sprache das Wort des Herzens“: dieses verkürzt wiedergegebene Zitat stammt von Samy Molcho und wurde zu meinem Leitspruch.



Wie wird uns Körpersprache im Alltag bewusst? Ich beobachte sehr gerne Menschen, wie z.B. in öffentlichen Verkehrsmitteln Zeitgenossen jeden Alters mit Ohrstöpseln ausgestattet, versunken in der eigenen Lärmkulisse. Sie senden Signale aus, die sich aus ihrer Mimik und ihren Bewegungen ergeben. Bewegungen sind das Ergebnis bewusster und unbewusster Denkvorgänge, keine Bewegung ist zufällig. Viele Körperbewegungen spiegeln unsere innere Einstellung wieder. Damit ist mein Interesse geweckt und ich betrachte mein Gegenüber in seiner Gesamtheit, das funktioniert blitzschnell in Sekundenbruchteilen. Aus den Gesichtern kann ich vieles lesen. Diese Personengruppe wird aber immer stärker von Zeitgenossen abgelöst, die mit gebeugtem Haupt und gekrümmter Wirbelsäule, nicht altersbedingt, nonverbal kommunizieren und in ihre Smartphones starren und wie wild auf Tasten

klopfen. Schade, da reduziert sich die Körpersprache auf immer gleichbleibende Muster. Da sitze ich lieber entspannt in der Tram, sehe alle zu den Ausgängen drängen und finde mich wieder in der Remise, da ich die Ansa-gen nicht verstanden habe. Gebe ich jetzt dem Tramführer eine kleine Lekti-on in Körpersprache? Ich stehe langsam auf, gehe auf ihn zu und erkläre ihm nonverbal, dass ich nichts höre, und warte. Mein Gegenüber unterbricht seinen Redeschwall, Mund bleibt geöffnet, er starrt mich an und ich erkläre ihm nonverbal die Situation. In diesem Augenblick verwandelt sich seine Stärke, Schreien und wildes Herumfuchteln, zu seiner Schwäche. Ich zeige mit einer offen nach oben gerichteten Handfläche, Finger auseinander ge-spreizt auf ihn, halte den richtigen Abstand ein und ergänze meine Gesten mit Gebärdensprache. Dann lächle ich ihn freundlich an und steige aus. Was bleibt, ist seine Betroffenheit, das wollte ich erreichen.

Körpersprachlich und mit Pantomime liebe ich die Arbeit mit Kindern. Unverfälscht zeigen sie verbal wie nonverbal ihre Emotionen. Im Kleinkind-alter verstehen sie vor dem Erlernen der Sprache den Gesichtsausdruck der Bezugspersonen richtig zu interpretieren.

Es gibt aber auch Ausdrucksgrenzen der Körpersprache, bedingt durch Mehrdeutigkeit, und viele symbolischen Gesten, die an Kulturkreise gebun-den sind. Sie kann aber auch ein Verständigungsmittel über viele Grenzen hinweg sein. Wenn die Wortsprache Lücken aufweist, unterhalten sich Rei-sende und Einheimische mit „Händen und Füßen“. Missverständnisse sind leider vorprogrammiert, wenn die sinngemäße und emotionale Resonanz gestört ist. Eine wahre Begebenheit, die mir aus dem Bekanntenkreis gehör-loser Menschen mitgeteilt wurde, passierte bei einer Autofahrt: Bei einem Stopp an einer Ampel zeigte ein gehörloser Autofahrer seinem neben ihm stehenden Autofahrer in Gebärdensprache an, dass er das Licht einschalten sollte. Dieses Zeichen wird mit Unterarm und Hand, gleich einem Scheiben-wischer vor dem Gesicht von links nach rechts führend, gezeigt. Das wurde von dem so Angesprochenen falsch interpretiert. Er stieg aus dem Auto und verpasste dem anderen einen Schlag ins Gesicht.

In unserer multikulturellen Welt sollte Grundwissen über die Körper-sprache in den Schulalltag Eingang finden. Mir ist in Deutschland nur ein

Versuchsprojekt bekannt, in dem mit Pantomime im Sachunterricht in spie-lerischer Form Körpersprache und das Rollenverständnis in den Kulturen aufarbeitet wird.

Körpersprache als Mittel zum Zweck ist heute in vielen Ausbildungskursen erlernbar. Es geht meist darum, für Bewerbungsgespräche und Kon-fliktsituationen im Arbeitsleben Unterstützung anzubieten.

Vom Bodytalk zu Pantogym: Nichts ist schlimmer als Stillstand. In meinen Workshops verbinde ich viele Erkenntnisse der modernen Sportwis-senschaften mit der Körpersprache. Im Mittelpunkt steht immer der Mensch in seiner Gesamtheit, von Kopf bis Fuß erfasst. In diesem Dialog kann ich jedem Teilnehmer beweisen, dass er einzigartig ist und seine Vorzüge her-auszustreichen erlernen kann. Das geschieht durch das Feedback, die sinn-lich wahrnehmbare Rückmeldung, z.B. durch Gestik und Mimik. Ein positives Feedback stärkt das Selbstbewusstsein und gibt ein Sicherheitsgefühl, indem es Vertrauen schafft. Körpersprachliche Übungen haben das Ziel, durch Bewegung zu Bewegung zu gelangen. Es war mir immer ein besonde-res Anliegen, Menschen mit körperlichen Defiziten mehr Lebensqualität zu geben. Aus einer Gruppe gehörloser Senioren, die mit großer Begeisterung meinen Weg mitgehen, entstand die „Silver wings“-Formation, die Körper-sprach- und Fitnesstraining mit ganzheitlichen Übungen und speziellen Übungsgeräten verbindet. Topfit und Bühnenerprobt zeigen die Teilnehmer ihr Können gern in der Öffentlichkeit.

In meiner Bühnentätigkeit hingegen biete ich die Vielfalt der Darstel-lungsmöglichkeiten der Pantomime an. Auf den Punkt gebracht erstelle ich Soloprogramme nach den Wünschen des Auftraggebers. Jede Präsentation wird damit zu einer einmaligen Show, die nie mehr in dieser Form wiederholt wird. Beispiele für diese Eventkultur: Eröffnungen von Gebäuden (Joan-neum Research Eggenberg), Begleitung von Fachtagungen (z.B. EU Projek-te: Casino Velden, Villach Kongress, Innsbruck Landhaus, Wien Hofburg, Graz Kunsthaus, Las Vegas High School for deaf people), Gestaltung von Gottesdiensten, Geburtstagsfeiern etc.

Als sehr spannend empfand ich immer die Verwandlung von Literatur-texten in nonverbale Bühnensprache. Von Busch über Grimmsche Märchen



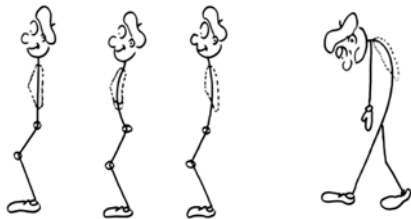
zu Nöstlinger und vielen Eigenproduktionen reicht die Palette der Bühnenaufführungen.

Eine Geste sagt mehr als tausend Worte; erinnern Sie sich noch, welche Kriterien Körpersprache beinhaltet?

Richtige Antwort: Mimik, Gestik, Gefühl, Empfindung.

Eine Übung zum Ausprobieren: wichtig ist dabei der locker herabhängende Unterkiefer. Und nun lösen Sie die Aufgabe: 18 mal 8. Schwer zu lösen? Die offene Mundhaltung hemmt die Informationsaufnahme!

In meinen Kursen ist die Körperhaltung ein zentrales Übungsthema, das ich in vier Grundpositionen theoretisch und praktisch anwende.



Offenheit, Selbstvertrauen – Angst, Unsicherheit

www.mcbeestudio.at, office@mcbeestudio.at,  
8020 Graz, Eggenberger Allee 22c, 0664/4975195

## **Projektbericht** **über meine Zeit in der „Casa Hogar Estudiantil ASOL“**

Cécile Reiter

Ich habe schon früh gewusst, dass ich nach der Matura ein Jahr freinehmen und als Freiwillige in einem sozialen Projekt arbeiten will. Wie viele MaturantInnen bin ich dafür im letzten Schuljahr zu einer Auslandsmesse gegangen, habe mir dort Flyer geholt, mit ehemaligen VolontärInnen gesprochen, die in Ruanda, Indien oder Ecuador waren, und im Internet

nach Organisationen gesucht, die junge EuropäerInnen auf der Suche nach dem „echten“ Leben in die Ferne schicken, wo sie Waisenkindern helfen, den Urwald schützen oder Englischunterricht geben.

Als ich vor einem Jahr beschloss, nach Guatemala zu fliegen, um dort etwa acht Monate als Freiwillige in einem Projekt zu arbeiten, wusste ich nicht viel über dieses Land. Weder das Land oder die Sprache noch die dort auf mich zukommende Arbeit waren meine Priorität bei der Entscheidung, sondern das Projekt selbst. Deswegen hatte ich es schon fast aufgegeben, ein Projekt zu finden, welches nicht wie verrückt um VolontärInnen wirbt und viel Geld für wenig Zeit verlangt, sondern schlicht und einfach eines, das die unterstützende Arbeitskraft, die Motivation und das Engagement für mindestens sechs Monate wirklich benötigt. Mit der Zusage des Mitgründers des Projekts, Werner Römich, buchte ich meinen Flug für Jänner 2017, rechtzeitig für den Schulbeginn in Guatemala, und versuchte, mich so gut wie möglich vorzubereiten, ohne mich von Wikipedia-Artikeln über Guatemalas Mordraten abschrecken zu lassen.

Guatemala ist ein gespaltenes Land. Gefangen zwischen den zurückgebliebenen sozioökonomischen Strukturen der spanischen Kolonialmacht, der anhaltenden Gewalt und Kriminalität seit dem Bürgerkrieg von 1960–1996 und der unter anderem durch amerikanische Großkonzerne und ungerechte Landverteilung entstandenen Armut, kämpft die Mehrheit der Bevölkerung um ihre Existenz.

Abgesehen von der in Guatemala herrschenden Kriminalität, Korruption und Armut ist eines der größten Probleme der Zugang zu (guter) Bildung. Durch die schlechte Infrastruktur wird der ländlichen Bevölkerung oft der Weg zur nächsten Schule erschwert, wo nicht selten ein großer Lehrermangel herrscht oder die durch den Staat dringend benötigte Unterstützung gänzlich fehlt. All diese Umstände führen dazu, dass mehr als 50% der Guatemaltekinnen AnalphabetInnen sind.

Um dem Bildungsmangel entgegenzuwirken, wurde 1989 von einem guatemaltekischen und einem österreichischen Professor die „Casa Hogar Estudiantil ASOL“ gegründet, die sich auch heute noch in der Hauptstadt befindet und Platz für etwa 30 Mädchen und Jungen bereitstellt, die, aus



armen Familien und ländlichen Regionen stammend, dort bis zu ihrem Schulabschluss Unterkunft und Verpflegung bekommen. Die Verantwortung für die Aufgabenbereiche, die normalerweise den Eltern oder anderen Familienangehörigen zufällt, nehmen in

der Casa nicht nur die Direktorin, sondern auch die vor Ort lebenden österreichischen VolontärInnen auf sich. Als Team, zu meiner Zeit bestehend aus einer Direktorin und einem Direktor, zwei weiteren Volontärinnen (Alisa und Paulina) und dem Zivildienstler Dennis, arbeiteten wir täglich daran, den damals 23 Kindern ein möglichst liebevolles und stabiles Umfeld zu bieten, in dem sie sich wohlfühlen, aber auch aufs Lernen konzentrieren können.

Inmitten der stets überfüllten Straßen, desolaten Blechhütten und illegalen Ansiedlungen neben *Colonias* (rund um die Uhr bewachten Wohngemeinschaften) der wohlhabenden Schicht ähnelt die Casa einem Paradies: Das Haus ist umgeben von Grünflächen, besitzt einen gepflegten Garten und sogar ein eigenes Volleyballfeld. Die Kinder teilen sich maximal zu dritt ein Zimmer und können ihre Freizeit im Freien, dem Computersaal, Fitnessraum oder der Bibliothek verbringen. Sie leben zwar unter Umständen, die nicht immer den österreichischen Lebensstandards entsprechen würden (Küche und Bad teilen, langsames Internet, Zimmer muss selbst geputzt werden etc.), aber nicht selten weit über denen, die in Guatemala typischerweise zu finden sind. Es gibt warmes Wasser zum Duschen, drei Mal täglich warme Mahlzeiten, frei zur Verfügung stehendes Obst und Waschmaschinen, sodass sie ihre Wäsche nicht mit der Hand waschen müssen. Der Tagesablauf schreibt ihnen nicht nur vor, wann sie lernen, aufräumen oder



schlafen gehen müssen, sondern bietet auch Zeit zum Spielen, Sportmachen oder Ausruhen. Das Allerwichtigste ist aber: Sie können in einem Umfeld aufwachsen, das ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Kindheit als

solche zu erleben. Lernen statt arbeiten und spielen, statt auf die jüngeren Geschwister aufpassen zu müssen, ist für Kinder in einer durchschnittlichen Familie, die als Lebensunterhalt Zwiebel anbaut oder Schmutzwäsche wäscht, ein Privileg.

Mein Volontariat in der „Casa Hogar Estudiantil ASOL“ begann am 12. Jänner 2017 um 4:25 in der Früh. Um diese Uhrzeit wird das Frühstück bzw. die Jause vorbereitet. Pünktlich um fünf Uhr wecken wir die Kinder auf, sorgen dafür, dass sie sich duschen und danach zum Essen auftauchen, flechten den Mädchen Zöpfe, vergewissern uns, dass alle ihre Sportsachen oder die für den Schultag benötigten Bastelarbeiten und Kunstprojekte nicht vergessen, und prüfen ein letztes Mal Englischvokabeln oder sonstigen Teststoff ab. Zwei Stunden später werden die Kinder abwechselnd mit dem Bus der Casa in ihre unterschiedlichen Schulen geführt und nach dem Putzen der Küche haben wir bis zu ihrer Rückkehr frei. In unserer Freizeit können wir theoretisch unternehmen, wozu wir Lust haben, sofern unsere Anwesenheit nicht gefragt ist und wir zur Rückkehr der Kinder rechtzeitig wieder da sind. So sind wir manchmal gemeinsam mit den öffentlichen Bussen über eine Stunde in das 10 Kilometer entfernte Zentrum gefahren, um dort einen Café zu trinken, sind zum Markt in der Nachbarschaft, um dort Papaya und Mango für ein spätes Frühstück und DVDs für die Kinder zu kaufen, oder joggen gegangen, um ein bisschen aus dem Alltag der Casa auszubrechen und Energie zu tanken.

Zu Mittag füllt sich das große Haus wieder mit Geschrei, Lachen und lauten „Buenas Tardes“ und kurz nach dem Mittagessen werden alle mit der Hausglocke zur Lernstunde gerufen. Im Idealfall hatte zu meiner Zeit jede/r VolontärIn eine Gruppe von maximal sieben Kindern, mit denen sie/er täglich beisammen saß, sie bei den Hausaufgaben unterstützte, mit ihnen für Prüfungen lernte und kontrollierte, ob alle Aufgaben erledigt waren. Bei einer Gruppe im Alter von sechs bis 19 Jahren variieren nicht nur die Hausaufgaben, sondern auch die Bedürfnisse und vor allem die Effizienz beim Lernen. So war an manchen Tagen nichts weiter wichtig, als die gesamte Lernzeit über bei den Kleinen zu sitzen, damit sie sich nicht von anderen ablenken ließen, was in einem Raum mit zwanzig anderen Kindern schwierig ist.



Obwohl man als VolontärIn natürlich sehr viel Zeit in der Casa verbringt, bekommt man regelmäßig an den Wochenenden frei, um das Land zu erkunden bzw. das Land zu verlassen, da man alle 90 Tage sein Visum in Mexiko auffrischen muss. So hatte ich

nicht nur die Möglichkeit, viel durch Guatemala zu reisen, Nationalparks zu erkunden, „Tikal“, eine der größten Zeremonienstätte der Maya zu besichtigen, an der Karibik zu baden oder andere meist nur von Touristen frequentierte Orte zu besuchen, sondern auch die „andere“ Seite des Landes kennenzulernen. Zum Beispiel als einzige Weiße mit 22 anderen Personen in einem Zwölfer-Bus zu sitzen, der für jede noch so kurze Fahrt, seien es auch „nur“ 250 Kilometer, mindestens acht Stunden braucht, da nicht nur die Straßen, sondern auch die öffentlichen Busse nicht mehr im besten Zustand sind. Es ist auch durchaus ein Abenteuer, auf dem lokalen Straßenmarkt statt in einem Supermarkt einkaufen zu gehen, wo die Lebensmittel auf dem Boden gestapelt sind und das frisch geschlachtete Schwein knapp darüber hängt, oder mit 20 Personen auf der Ladefläche eines Trucks in die Berge zur Familie einer Casa-Schülerin zu fahren und dabei zu beobachten, wie die Sonne zwischen den Kaffeeplantagen untergeht. Und dort steht kein Zimmer mit Ventilator und W-Lan zur Verfügung. Dafür isst man aber frisch geerntete Mangos zum Abendessen, bevor man die Tarantel aus dem Bett wirft und sich unter dem üblichen Abbild der heiligen Maria schlafen legt.

Reist man mit organisierten Shuttles von einem Must-See zum anderen durch ein Land wie Guatemala, fährt man meist an den kleinen Dörfern vorbei, übersieht die Bevölkerung und versäumt es, in die Kultur einzutauchen, die Traditionen und Bräuche kennenzulernen. Durch meinen Aufenthalt in der Casa habe ich erfahren dürfen, wie wichtig der soziale wie kulturelle Austausch ist und wie sehr man sich gegenseitig Bereicherung bringen kann, umso mehr, wenn man vom gewöhnlichen Pfad abweicht und mitten ins Land eintaucht: am besten durch die Kinder.



Helfen Sie mit!

Das Projekt wird durch private Spenden, Patenschaften und Sponsoren finanziert, die den Kindern das Leben und Lernen in der Casa Hogar ermöglichen. Ihre Spende ist steuerlich absetzbar und bei Interesse auf das Konto der SOL Steiermark – Solidarität mit Lateinamerika – unter der Angabe des Kennwortes „Casa Hogar Estudiantil“ zu tätigen. Die Gelder werden ausschließlich für die in der Casa Hogar Estudiantil ASOL untergebrachten Kinder und die Instandhaltung des Gebäudes und Areals verwendet.

Die Bankverbindung lautet: **Solidarität mit Lateinamerika-CHE**  
**Raiffeisenbank Graz-St. Peter,**  
**IBAN: AT59 3836 7000 0050 9513; BIC: RZSTAT2G367**  
**Kennwort „Casa Hogar Estudiantil“**

Als Pate/Patin unterstützen Sie eines der Kinder unmittelbar und werden regelmäßig über dessen Fortschritt und das Leben in der Casa informiert.

Des Weiteren sucht die Casa freiwillige MitarbeiterInnen, die sich über einen längeren Zeitraum (6–12 Monate) für die Betreuung der SchülerInnen engagieren. Um als VolontärIn die Casa unterstützen zu können, sind nicht nur Spanischkenntnisse von Vorteil, sondern vor allem Freude an der Arbeit mit Kindern, Engagement und ein respektvoller Umgang mit einer neuen Kultur.

Für weitere Informationen besuchen Sie unsere Homepage unter [www.casaasol.net](http://www.casaasol.net) oder auf Facebook unter „CHEA – Casa Hogar Estudiantil ASOL“. Bei Fragen schicken Sie bitte ein Mail an [info@casaasol.net](mailto:info@casaasol.net).

Wir freuen uns stets über neue Mitglieder und Unterstützer!

Vielen Dank! Im Namen aller Kinder und Jugendlichen der Casa Hogar Estudiantil ASOL.

## **Kleine Orte der Gotteserfahrung**

### **Kleine kostbare Orte der Gotteserfahrung**

*Fotos der Wallfahrtskirchen im farbigen Mittelteil*

---

Generalvikar Dr. Erich Linhardt

Viele wichtige Orte und Geschehnisse, die in unserer Diözese in der Vergangenheit und auch heute noch große Bedeutung hatten und haben, stehen im Rahmen des Jubiläums „800 Jahre Diözese Graz-Seckau“ im Mittelpunkt des Feiergeschehens. In dieser kleinen Serie \*) möchte ich aber oft fast versteckte kleine Marienheiligtümer beschreiben, die über die Jahrhunderte hinweg aus der Spiritualität der Menschen gewachsen sind und auf diese hinweisen. Sie sind Zeugen für das Glaubensleben des Volkes unserer Heimat, und es lohnt sich, sie bei Gelegenheit zu besuchen.

*\*) In den nächsten Ausgaben dieses Jahres werden weitere kleine Wallfahrtsorte Thema sein, aber nur jene behandelt, die nicht Pfarrkirche sind.*

#### **Maria Freienstein**

Mit einer zwar nicht versteckt, sondern ganz im Gegenteil auf einem hoch aufragenden Felsen stehenden Wallfahrtskirche, die aber, wie ich selber erfahren habe, in weiten Teilen der Steiermark trotzdem nicht so bekannt ist, möchte ich beginnen. Es ist Maria Freienstein in der Pfarre St. Peter-Freienstein im Bezirk Leoben. Diese Kirche thront weithin sichtbar etwa 100m über dem Ort auf einem Felsplateau und nimmt den Platz ein, an dem sich früher die Burg Leoben befand. Diese ehemals landesfürstliche Wehranlage gelangte um die Mitte des 17. Jahrhunderts, schon sehr desolat, in den Besitz des Leobner Jesuitenkollegiums. Der Orden bat den zuständigen Erzbischof von Salzburg um Erlaubnis, anstelle der Burg eine Marienkirche bauen zu dürfen. Das Salzburger Ordinariat stellte eine Anfrage an den Brucker Erzpriester, ob

dieser die Örtlichkeit für einen Kirchenbau als geeignet ansehe, worauf er die Antwort gab, dass der Ort überaus gut, schön und tauglich sei. 1661 begann dann die genannte Ordensgemeinschaft unter Einbeziehung von Bauteilen der mittelalterlichen Burg mit der Errichtung des Gotteshauses, das schließlich am 17. Februar 1718 konsekriert wurde. Die neue Wallfahrtskirche wurde der Schmerzhafte Muttergottes geweiht, weil die Jesuiten die Erinnerung an ihren Ordensgründer Ignatius von Loyola aufrecht erhalten wollten und dieser immer eine Darstellung der Gottesmutter bei sich getragen haben soll, dem die Gnadenstatue des Hochaltars nachgebildet ist. Gehörte die Kirche ursprünglich zur Pfarre Trofaiach, wurde sie durch eine Entscheidung des Bischöflichen Ordinariates 1934 als Filialkirche der Pfarre St. Peter-Freienstein übergeben. Nach im Laufe der Zeit immer wieder notwendig gewordenen Renovierungen und Ausbesserungsarbeiten erfolgte schließlich ab dem Jahre 2008 eine Generalsanierung des Sakralbaus, die auch eine teilweise Neugestaltung des Innenraumes zur Folge hatte. Dieser zeigt sich nun als sehr schön renovierter und fein gegliederter Barockraum mit harmonisch raumbildenden Deckenfresken sowie einem dominanten Hochaltar in klassisch jesuitischem Stil. Gänzlich neu ist der Zelebrationsaltar – ein massiver Glaskörper bestehend aus einzelnen klarsichtigen, roh gebrochenen Weißglasplatten. Ebenfalls erneuert wurden Altarkerzenleuchter, Ambo, Sessio und Kirchenbänke. Weitere Schmuckstücke des Kirchenraumes – schon seit dem 17. Jahrhundert – sind die Seitenaltäre, deren Bilder den heiligen Johannes auf Patmos und die Heimsuchung Mariens darstellen, sowie die Kanzel mit Knorpelwerkornament.

Von Ostern bis Ende Oktober wird an jedem 1. Samstag im Monat um 17 Uhr eine heilige Messe gefeiert, Wallfahrermessen am Oster- und Pfingstmontag um 10 Uhr sowie am Hochfest Mariä Himmelfahrt um 19 Uhr.

Die Wallfahrtskirche ist jeden Samstag, Sonntag und Feiertag von 14–17 Uhr geöffnet und Besucher werden von einem „Einsiedlerteam“ mit Speis und Trank begrüßt.

*Kontakt: Pfarrkanzlei St. Peter-Freienstein: 03847/2453*

### **Maria Schnee bei Seckau**

Maria Schnee, die Hochalmkirche, liegt in 1816m auf dem östlichen Ausläufer der Seckauer Alpen und gilt als die höchstgelegene Wallfahrtsstätte der Steiermark. Hirten hätten einst die Sehnsucht gehegt, während der Zeit der Viehweide einen „Seelentrost“ zu haben, und hätten sich eine Hütte aus Stein, die eine Kapelle vorstellen sollte, wo sie zu bestimmter Zeit ihr Gebet haben verrichten können, erbaut – so wird berichtet. Wann dies geschehen sein soll, wissen wir aber nicht.

Es gibt verschiedene Sagen und Legenden rund um die Entstehung der Kirche, aber es geht auch aus ihnen kein Errichtungsdatum hervor. Eine Legende bezieht sich auf den Namen „Maria Schnee“. Darin heißt es, dass die Alm eines Tages vom Vieh gemieden worden sei, sodass man vermutete, sie sei verwunschen. In einem Sommer habe es sogar geschneit, und der Schnee sei den Sommer über liegen geblieben. Da hätten die Bauern, „damit die Alm wieder gut wird“, der heiligen Maria eine Kirche gebaut, und weil eben damals soviel Schnee gelegen sei, die Kirche Maria im Schnee genannt. In der Folge sei auch das Vieh wieder auf die Alm gegangen, und diese sei seit damals wieder gut gewesen.

Als die Zahl der Hirten immer größer wurde, wandten sich diese an das Stift Seckau mit der Bitte, man möge eine „ordentliche Kapelle zur Verrichtung des Gottesdienstes“ erbauen. Nachdem der Fürstbischof der Bitte zugestimmt hatte, war auf Initiative vom Stiftsdekan Paul Auer am 10. Mai 1660 Baubeginn der heutigen Kirche. Diese war allerdings auch dem heiligen Hieronymus geweiht und nicht nur der Gottesmutter. Erst im Laufe der Jahre rückte der Kirchenpatron immer mehr in den Hintergrund und Maria wurde „zentrale Kultfigur“.

Mit der Aufhebung des Stiftes Seckau 1782 schwand auch die Bedeutung des Kirchleins und dessen Zustand verschlechterte sich. Trotzdem aber – so wird berichtet – kamen viele Menschen zu den heiligen Messen, die dort während der Sommermonate gefeiert wurden. Es war einige Male sogar von mehreren Tausend die Rede. 1904 wurde der Sakralbau schließlich saniert und ein wuchtiger viereckiger Turm mit Zeltdach errichtet. 1960, aus Anlass der Feier des 300-jährigen Bestandes, wurde das Gotteshaus

erneut innen und außen restauriert und bekam auch einen neuen Altar. Über diesem ist die Marienstatue, die sogenannte „Hochalmmuttergottes“, ein Werk des 18. Jahrhunderts, zu sehen. Weiters finden wir in dem Saalraum einige barocke Statuen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und Votivbilder aus dem 19. Jahrhundert. Eine letzte Renovierung erfolgte 2010 anlässlich der 350-Jahr-Feier des Bestehens.

Gottesdienste werden immer am 1. Sonntag im Juli und August um 8.30 Uhr und 10.00 Uhr gefeiert sowie am 26. Juli und 5. August um 9.30 Uhr.

Die Hochalmkirche ist nur zur Feier der heiligen Messen geöffnet.

*Kontakt: Pfarrkanzlei Seckau: 03514/5234-110*

### **Maria Schönanger**

Der Beginn dieser Wallfahrtsstätte war ein altes Holzkreuz auf dem Schönangerboden in 1335m Seehöhe. In den 30er-Jahren des 18. Jahrhunderts stiftete die Magd Agnes Zeichner ein Muttergottesbild, eine Pietà, und ließ dafür auf dem Schönanger eine kleine Kapelle errichten. Obwohl zunächst ziemlich unbeachtet in der Einsamkeit des Bergsattels, kamen bald immer mehr Leute, die vor dem Marienbild beteten und aufgrund der Fürsprache der Gottesmutter erhört wurden. Es wuchs dadurch der Gedanke, einen größeren Sakralbau zu errichten, der schließlich 1777/78 entstand. Auch angebliche Wunder, die sich dort ereignet hätten, trugen dazu bei, dass sich Maria am Schönanger immer größeren Zulauf erfreute. Als der St. Lambrechtler Lebzelter Franz Schludermann sah, dass die Pilgerzüge mit vielen Gläubigen immer mehr zunahmen, ließ er in den Jahren 1828–1830 einen größeren Neubau errichten, der 1833 geweiht wurde. Die heutige Kirche hat großteils noch das Aussehen von damals: Es ist ein Saalraum mit 3/8-Schluss, daran im Osten anschließend der Turm mit Spitzhelm; im Langhaus übereinander gestellte Rundbogenfenster, der Bau abgeschlossen von einem Walmdach. Die einzige Veränderung am Äußeren des Gotteshauses ist eine im Jahr 1966 in Form eines Umganges um das Turmgeschoß hinzugefügte Erweiterung. Das Innere prägt der neoromanische Altar aus dem Jahr 1874, dem das Gnadenbild (Pietà), das wohl noch aus 1736 stammt, eingefügt ist. Votivbilder aus dem 19. und

20. Jahrhundert bilden den weiteren Schmuck. 2006 erfolgte die letzte Innenrenovierung.

Die Wallfahrtskirche ist immer geöffnet.

Heilige Messen werden mehrmals pro Monat gefeiert; über die genauen Zeiten erteilt die Pfarrkanzlei in St. Lambrecht Auskunft.

*Kontakt: Pfarrkanzlei St. Lambrecht: 0664/88532915 bzw. Klosterpforte: 03585/230529*

Verwendete Literatur:

- Hubert Moser, „Andacht und Sinnbild“, Verlag für Sammler, Graz 1994
- „Wer in die Tiefe will, muss hoch hinauf!“ – Festschrift zur Wiedereröffnung der Wallfahrtskirche Maria Freienstein vom röm.-kath. Pfarramt St. Peter-Freienstein, 2018
- Mag. Ulrike Elisabeth Sölkner, „Die Wallfahrtskirche Maria Sieben Schmerzen auf Freienstein“ vom röm.-kath. Pfarramt St. Peter-Freienstein
- Dehio-Handbuch Steiermark, hrsg. vom Bundesdenkmalamt, Verlag Anton Schroll & Co, Wien 1982

## **Zeitzeugen/Erinnerungen**

### **Kindheit und Jugend in inhumaner Zeit. 2. Teil, 1943–1945**

---

Gustav Zankl

#### **Marburg 1943–1945**

Die Aufnahmeprüfung in die R(eichs)L(ehrer)B(ildungs)-Anstalt Graz in Marburg. Das Ansuchen wurde von der Schule erledigt. Der Heimleiter Herdmann konnte nach meiner provokanten Handlung, vor dem Gauleiter das Hitlerbild entfernen zu lassen, seine Drohung, meinen „Lebensweg zu zeichnen“, nicht verwirklichen. Der politische Bericht, den jeder Aufnahmewerber beibringen musste, war für mich negativ, wurde aber anscheinend nicht gelesen. Es genügte, dass ich von einem „Parteiheim“ kam. Marburg an der Drau, das heutige Maribor in Slowenien, damals „Untersteiermark“, war der politische und strategische Ort, wohin die RLBA von Graz verlegt worden war. Es gab keine Koedukation, daher nur Institutionen für getrennte Geschlechter.

Die „Landwehrkaserne“ in der Melingerstraße, nahe der Drau, ein Gebäudekomplex aus der k. u. k. Monarchie mit Kasernenhof, Krankentrakt, Turnhalle und Nebengebäuden mit den Vortragsräumen war der Ort der RLBA und jener der Aufnahmeprüfung. Sie dauerte eine Woche. Sport, Wehrrertüchtigung mit 25km-Marsch und nachfolgender medizinischer Untersuchung, Qualifikation der Führungsqualitäten in Heimabenden und Kleingruppen, versteckte politische Fragen neben der Leistungsüberprüfung in den Unterrichtsfächern füllten volle fünf Tage aus. „Bestanden“, der schriftliche Bericht ergeht an die Schule. Rückreise nach Leoben. Die dichten Buchenwälder, an denen der Zug entlang fuhr, und einzelne zerschossene Bunker machten mir erstmals Angst. Kriegsgebietsangst in einem Teil des alten eigenen, jetzt angeeigneten Landes mit zwei Sprachen.

## Die RLBA und der Bunkerbau

Die Einkleidung in die neuen HJ-Uniformen, die Zuteilung von Bett, Hocker und Spind im „Gruppenraum 2“ unseres Jahrgangs war rasch durchgeführt. Die neuen, gut geschnittenen braunen Mäntel aus bestem Stoff mit der rot-weiß-roten Armschleife und dem darauf gestickten samtig schwarzen Hakenkreuz hatten uns freudig erregt. Einmal waren es die gleichen Mäntel, wie es die Leute der NAPOLA (Nationalpolitische Erziehungsanstalt) und der AHS (Adolf-Hitler-Schule) trugen, und zum anderen durften nur wir in der „Untersteiermark“ diese Armschleifen tragen, alle anderen mussten mit den grün-weißen Schleifen zurechtkommen. Ein feiner Unterschied, der die „Herrenklasse“ auszeichnen sollte.

Heute kann die Struktur dieses Systems, dem ich angehörte, klar definiert werden. Die Bildungsinstitutionen der NSDAP waren in Hitlers „Mein Kampf“ nicht eindeutig beschrieben. Robert Ley, der Mann Hitlers erster Stunde und späterer Arbeitsminister, hat 1934 die AHS und die NAPOLA entwickelt, um die elitäre Führungsgarnitur für die Zukunft zu sichern. Es gab im gesamten Reichsgebiet drei „Ordensburgen“, wie die AHS hießen. Dies hat den Argwohn von SS-Chef Himmler geweckt und er hatte bald die Oberhoheit über NAPOLA und die Vorfeldorganisationen der Partei. Dazu gehörten ausgewählte NSV-Heime (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt). Leoben war so eines. Himmler hat ab 1940 auch die Dominanz über die AHS erobert.

Die RLBA war ein wichtiger Baustein in diesem System. Alle Abgänger dieser Institution waren auf Grund ihrer politischen Ausbildung NS-Parteimitglieder und sozusagen die Schaltstelle des NS-Bildungsgutes. Der Schulbetrieb zur Lehrerausbildung wechselte mit der Fachausbildung und den politischen Schulungen sowie mit den Wehrsportveranstaltungen (Marschieren, Bodentraining, Schießen mit Kleinkalibergewehren, Taktik im Gelände- und Nahkampf) ab.

Vom Schulgebäude aus sahen wir eines Tages, wie Techniker mit Pflöcken und Latten ein zuerst nicht durchschaubares Muster von Gängen aussteckten. Nach dem Mittagessen, bevor unsere Studierzeit beginnen sollte, wurde zum Alarm geblasen und alle Jahrgänge traten im Hof vor diesen Markierungen an. Ein Lastwagen fuhr in den Hof und wir fassten Krampen und

Schaufeln aus. Der Bauingenieur teilte die einzelnen Arbeitsgruppen ein und zeigte uns an den Plänen die Struktur des „Splittergrabens“ alias Luftschutzbunker. Bei uns hatte er den lapidaren Namen „Massengrab“, und jeder arbeitete sich an seinem „Fensterplatz“ in die Tiefe. Nach einem Tiefenmeter kam grober Kies und wir mussten unsere Grabungsarbeiten einstellen, bis Bohlen und Pfosten herangeschafft waren. Nach unserer Grobarbeit hatten dann doch Fachleute die Schalungen und die Stahlbetonarbeiten übernommen.

## Widerstandserfahrungen und die Reste des Individuellen

Die Herbstmonate 1943 gingen rasch vorüber. Die Kriegszeit wurde immer härter. Überall in Marburg hingen rote Listen mit den Namen der hingerichteten Partisanen. Der dritte Jahrgang wurde bereits zu „Säuberungen“ im Bachern-Gebirge eingesetzt. Zwischendurch gab es oft heiter-skurile Vorkommnisse.

Im Keller waren Küche und Speisesäle. Ein kleiner Saal für die Professoren und ein großer Saal für uns. Große Tische aus Buchenholz füllten der Länge nach in drei Reihen den Raum. Klobige Holzhocker waren unter die Tische geschoben. In Aluminiumbechern gab es am Morgen den „Neger-schweiß“, eine Art Gerstenkaffee mit Zichorienzusatz, von Feigenkaffee oder heißer Schokolade, wie ich das vom NS-Heim Leoben kannte, keine Rede. Dazu zwei Scheiben Schwarzbrot mit aus Kürbissen gefertigter Marmelade.

Zum Mittagessen gab es ein immer wiederkehrendes Ritual. Nachdem die Professoren eingezogen waren, während wir in „Achtunghaltung“, Hände an der Hosennaht, dastanden, nahm der HVD (Hitlerjunge vom Dienst) unter dem Gewölbebogen, der beide Räume verband, Aufstellung, um den täglichen Tischspruch von sich zu geben. Auch die Professoren mussten stehend diesen „Spruch“ entgegennehmen. Unser HVD stand knapp vor mir. Sein Halstuch mit Lederknoten vorbildlich gerichtet, „baute er sich auf“, d.h. er nahm Haltung an. Er war unser „Kleinster“, etwas rundlich, politisch war es etwas verwunderlich, hatte er doch nach der Rassenlehre eher ostische Züge, aber der Vater war Träger des goldenen Parteiabzeichens.

Er begann mit folgendem „Tischspruch“: „Das Essen ist ein Omnibus ...“ Da brüllte Dr. Thurner, der Direktor: „Das Essen ist kein Omnibus.“ Die

Fortsetzung lautete: „und kommt er endlich angerannt, ist er meistens doch verbrannt“. Der Direktor forderte: „Einen anderen Tischspruch“. Ich sagte zu unserem HVD: „Traust dich eh nicht!“ Feigheit war das Ärgste, was einem Jungen damals nachgesagt werden konnte. Um seine Ehre zu retten, „baute er sich wieder auf“ und begann einen uns geläufigen biologischen, aber provokanten Spruch: „Warum küsst du die Lippen deiner Braut, küsst ihr den Arsch, es ist dieselbe Haut – alle Mann ran“. Einige kicherten und die Professoren verließen wortlos den Speisesaal. Nur der Direktor donnerte: „Das hat ein Nachspiel ...!“ Wir hatten „kameradschaftlich“ die Rationen der Professoren vertilgt.

Zwangsläufig gab es vor der Studierzeit den erwarteten Alarm „Raustreten!“. Der Herr Direktor hielt eine sehr lange Rede. Ich erinnere mich noch, da wurde von der Würde des deutschen Menschen gesprochen, vom Vorbild gegenüber dem Volk als zukünftige Volksbildner und Ähnliches. Plötzlich ging es aber für uns ans Wesentliche. „Der Urlaub der nächsten drei Samstage ist gestrichen“, und heute war Donnerstag. Dafür ist für Samstag am Vormittag bereits „Exerzieren“, das hieß bei uns „Schleifen“, angesetzt.

Unser Jahrgang wurde vom Oberscharführer Fricke aus dem 3. Jahrgang befehligt. Die „Schleiferei“ dauerte schon fast zwei Stunden. Es war an der Grenze des Erträglichen, dieses ewige „Sprung auf – marsch – hinlegen“ – immer dort, wo eine Pfütze war. Oder wir mussten über einen Sandhaufen robben. Ich höre noch jetzt, während wir in Dreierreihen marschierten, den Befehl „Links um!“, wir drehten uns um 90 Grad und marschierten als breiter Block auf die Gebäudewand des Krankentraktes zu. Die erste Reihe erreichte die Wand. Da schrie Fricke: „Kehrt marsch!“ – Wie auf eine Absprache marschierten wir am Stand und befolgten den Befehl nicht. Fricke Stimme überschlug sich, wir marschierten am Stand immer langsamer werdend weiter und schauten stur und stumpf in die Mauer des Krankentraktes.

Wie wenn sie verabredet gewesen wären, kamen SS-Obersturmbannführer Kerschischnig, „Goldfasan“ Rükschl (Dr. Otto Rükschl, geb. 1903 in Graz, verstorben in jugoslawischer Kriegsgefangenschaft 1945), der Politstrategie, und Direktor Dr. Thurner aus dem Krankentrakt. Fricke schrie weiter seine Befehle, einige standen, einige marschierten noch am Stand. Der Direktor und der Obersturmbannführer schrien Befehle, keiner rührte

sich. Der Direktor fasste einen mit beiden Händen an der Schulter, schüttelte ihn und schrie, die Befehle zu befolgen. Er schrie: „Das ist Befehlsverweigerung“, kurze Zeit danach fast besänftigend: „Bitte dreht euch alle zu mir.“ Wir standen vor der Wand und sahen in die Wand. Er wiederholte seine Bitte und fügte hinzu: „Bei meinem Offiziersehrenwort“, – er war Major der Pioniere und trug immer die Uniform mit dem EK erster Klasse aus dem Ersten Weltkrieg – „es geschieht euch nichts, bitte dreht euch um.“ Wir drehten uns in unseren verschmierten und teilweise durchnässten Uniformen einzeln langsam um und sahen die bleichen Gesichter unserer Führungsgarnitur.

Es war für uns ein unbeschreibliches Gefühl, wir selbst zu sein, heute noch, Jahrzehnte danach, empfinde ich dieses Hochgefühl, wie elend, erbärmlich und fassungslos die „Führerfiguren“ dastanden. Direktor Dr. Thurner, er war Reichsgeologe, in dieser Eigenschaft der wissenschaftlich Verantwortliche und Bevollmächtigte für den Atlantikwall, und gewohnt, dass alle seine Befehle uneingeschränkt ausgeführt werden – und da steht eine Gruppe von 31 „Reichslehramtskandidaten“, wie unsere Bezeichnung offiziell hieß, in seinen Augen „Befehlsverweigerer“ vor ihm. Er bestätigte, was wir als Hochgefühl unseres damaligen Daseins erlebten: Dies sei seine größte Niederlage, die er erfahren habe. Selbst der Verlust eines Auges im Ersten Weltkrieg sei für ihn nicht so schmerzlich gewesen wie das, was er hier kollektiv erleben musste. In jeder anderen Situation hätte er keine Sekunde gezögert, so eine Haltung mit dem „Erschießen“ aus der Welt zu schaffen, aber 31 „der besten Ideenträger der Nation“, wie wir immer bezeichnet wurden, einfach zu liquidieren? Außerdem war kein „Anfang“ dieser „Befehlsverweigerung“ in einer Person festzumachen. Er nannte es nun – als geschickter Psychologe, der er war – ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Faktoren. Dies sei der Grund für unser Versagen gewesen. Er hoffe, dass wir uns in der Frontbewährung daran erinnern.

Auch der SS-Obersturmbannführer, zuständig für die wehrpolitische Ausbildung, bekam wieder Farbe in sein fahles, faltiges Gesicht. Seine Erstarrung löste sich, er zog seine Pistole aus der Ledertasche, entsicherte sie und setzte sie dem Nächsten ans Genick. Betont leise sagte er: „Jeden



Einzelnen knalle ich ab, sollte sich dieser Vorfall wiederholen.“ Schon etwas lauter mit seiner hohen schneidenden Stimme: „Nur wer gehorchen kann, kann befehlen, und ihr werdet zum Gehorchen und Befehlen erzogen.“ Dann hörte ich das knacksende Geräusch des Sicherungsflügels seiner Pistole und er steckte sie in die Ledertasche zurück. Direktor Dr. Thurner zu Oberscharführer Fricke: „Abtreten lassen“. Der Befehl wurde ausgeführt.

Das Individuelle in der Einzelperson war zugunsten der Gemeinschaft zu zerbrechen. In großen Lettern standen die Parolen dazu an den Wänden oder in Frakturschrift mit schön gezeichneten Initialen hinter Glas und Rahmen: „Du bist nichts, Dein Volk ist alles“, „Das höchste Glück ist der Heldentod für das deutsche Volk“, „Halte Dich bereit und rein für ein neues Deutschland“ und ähnliche heroische Sprüche. Es sollten nur linientreue Parteigenossen erzogen werden, die, ohne nachzudenken, Befehle befolgen und Befehle weitergeben, auch dann, wenn sie sinnlos und unmenschlich waren. Aber was ist unmenschlich? Damals war nur unmenschlich oder ein Verbrechen, was dem deutschen Volke schadete. Je härter die Maßnahmen wurden und je intelligenter und mutiger die Einzelperson, umso weniger wurden diese Ziele erreicht. Dies zeigte sich deutlich bei den Diskussionen nach parteistrategischen und wehrpolitischen Schulungsabenden. Die Fragen brachten die Vortragenden oft in Schwierigkeiten. Nur eines war klar, die Formulierungen der Fragen mussten zwingend sein, und das setzte konsequentes Denken voraus oder Schweigen. Fehler durften einem dabei nicht unterlaufen. Es entstand eine andere Form des Denkens, jene: „Jeder Fehler ist möglicherweise dein letzter“ und „Wie überlebe ich?“.

## **1944–1945. Das Ende beginnt**

### **Das Schwimmlager**

Mitte Juli, schon in den offiziellen Ferien, begann ein „Schwimmlager“ am Wörthersee. Vorher verbrachte ich acht Tage mit meinem Vater am Ossiacher See. Wir wohnten in der Nähe von Schloss und Kloster. Ich trainierte für die Schwimmprüfungen. Im Kloster sah ich erstmals bewusst die Barock-Fresken. Die Wahrnehmung der Farbdifferenzierungen in den

Kleidungen der Figuren und in den dargestellten Wolken ist mir bis heute erhalten geblieben. Der Wunsch, Maler zu werden, verstärkte sich.

Die Ausbildung zum Rettungsschwimmer begann damit, dass man eine Viertelstunde lang einen Ziegel mit beiden Händen über Wasser haltend, im Kreis schwimmen und dann aus vier Meter Tiefe einen eingefärbten Stein vom Seegrund tauchen sollte.

Am nächsten Morgen hatte ich den Inhalt einer ganzen Dose Hautcreme auf meinem Körper verteilt. Der See war kalt. Wir waren siebzehn Prüfungsanwärter. Der Professor in einem Begleitboot, der Oberscharführer in einem anderen und dazwischen der Pulk der Schwimmer. Wir starteten in Krumpendorf, das Ziel war das andere Ufer vom Wörthersee. Hinüber wird „Brust“ geschwommen, zurück dann freier Stil, so lautete die Anweisung. Nach etwas mehr als einer halben Stunde hatten wir die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Der Pulk war auseinandergezogen. Der Professor meldete über das Megaphon, hier sei der See 84m tief. Plötzlich Unruhe und vier schwammen zum einen und sechs zum anderen Boot. Fast kenterte eines. Knapp bevor wir das andere Ufer erreichten, kam der Befehl zum Umkehren. „Freier Stil“ kam es aus dem Megaphon. Es wurde mir kalt. Auch die aufgetragene Fettschicht half nach eineinhalb Stunden nicht mehr. Langsam kam der Steg näher. Ich ergriff die Leiter, hatte aber keine Kraft mehr, mich hochzuziehen. Die Kameraden, die unterwegs „ausgestiegen“ waren, halfen uns aus dem Wasser heraus. Die Planken hatte ich erreicht, da wurde es mir schwarz vor den Augen. Der schwarze Wirbel hörte auf zu tanzen und es fröstelte mich am ganzen Körper. Wir, die den See überquert hatten, bekamen einen Becher heißer Milch. Am Nachmittag war das Streckentauchen angesetzt. In einer Feuerwehrmontur, die viel zu groß war, nass und schwer an mir hing, mich in den Bewegungen behinderte, musste eine 25m-Strecke tauchend durchschwommen werden. Gerade geschafft.

Am nächsten Morgen gab es nur niedergeschlagene Gesichter der Führungsscrew. „Hitlerattentat“, sagte einer, die anderen waren aschgrau im Gesicht und murmelten: „Diese Verräter.“ Aus einem Volksempfänger hörten wir Hitlers erste Worte kurz nach dem Vorfall in der Wolfsschanze. An diesem Tag entfiel die Ausbildung, dafür war Ernteeinsatz angesetzt.

Garbenbündel binden. Garbenbündel aufladen. Dafür gab es Schmalzbrot und Most, den wir kaum vertrugen.

Partnerweise wurde die Wasserrettung geübt. Einer schwamm rücklings, der andere näherte sich von hinten und musste mit raschem Griff den Kopf des zu „Rettenden“ zwischen den Ohren ergreifen und in die Höhe halten, wie den Ziegel vor einigen Tagen. Dieser sollte die Schwimmbewegungen aussetzen und sich auf dem Rücken liegend im Kreis ziehen lassen. Nach wechselweisen Übungen musste sich der zu Rettende wehren und sich an den Retter klammern. Die Retter mussten sich durch Abtauchen befreien, dabei wurde etliches vom Seewasser geschluckt.

Die reale Rettungsprüfung begann. Nichtschwimmer wurde ins Wasser gestoßen und wir mussten den Rettungsbeweis erbringen. Das ging einige Zeit gut. Wieder wurde ein Nichtschwimmer unverhofft ins Wasser gestoßen, als er auftauchte, schnappte er nach Luft und verschwand. Mehrere von uns sprangen sofort nach. Wir stießen aneinander, tauchten, bekamen ihn aber nicht zu fassen. Auch der Professor tauchte sowie einige vom damaligen zweiten Semester. Bald waren wir erschöpft und blau. Dann kamen Rettungsschwimmer von der Feuerwehr, wir wurden abgezogen. Monate später trieb er an die Oberfläche, er war abgesunken. – Tod durch Herzstillstand ergab die Obduktion.

Die englischen Tiefflieger zogen über den See, wir tauchten dann kurzzeitig ab. Die Flieger hatten andere Ziele. Das Schwimmlager ging zu Ende. Was galt in dieser Zeit ein Mensch?

### **Kriegsrecht**

Es war Ende September 1944, es gab Luftangriffe. Die Innenstadt von Marburg wurde dabei stark zerstört. Nach so einem Angriff, noch bevor es Entwarnung gab, kam der Befehl zum Aufräumen. Raus aus dem Schutzbunker. Über dem Hauptplatz lag noch eine Staubwolke von einem soeben eingestürzten Haus. Wir wurden in Vierergruppen eingeteilt und sollten von bestimmten Häusern, die stark beschädigt waren, die unzerstörten Dachziegel retten. Uns wurde ein dreistöckiges Haus zugewiesen. Unser vierter Mann war ein Marburger Mittelschüler aus der achten Klasse, der genauso

wie wir aus den Kellern geholt worden war. Mit den geborgenen Dachziegeln wurden von anderen Gruppen nicht so stark beschädigte Dächer ausgebessert. Durch den Luftdruck der Bombenexplosionen wurden Türen oft samt den Stöcken aus den Wänden gerissen. Das Stiegenhaus war mit unterschiedlich großen Glasstücken übersät. Es knirschte und splitterte unter unseren Schuhen beim Auf-und-Ablaufen. Plötzlich war unser Vierter weg. Wir drei deckten weiter ab und trugen die Ziegelstapel nach unten.

Es gab Alarm, wir stellten uns wie trainiert auf. Es wurde ein Geviert zwischen den Trümmern am Platz gebildet. Eine Militäreskorte marschierte heran, davor einige von den „Kettenhunden“. Das waren jene von der gefürchteten Militärpolizei. Sie hatten mondsichelförmige Metallscheiben an glänzenden Metallketten umgehängt. Zwischen ihnen unser Vierter, der Marburger Mittelschüler. Einige Offiziere standen beisammen. Ein Offizier der Waffen-SS stellte sich auf und begann: „Es herrscht Kriegsrecht, wer plündert, wird sofort standrechtlich erschossen: Dieser“ – er zeigte auf den Marburger – „hat geplündert.“ Es folgten Befehle an die Eskorte. Der Junge wurde an die halbeingedrückte Hauswand gestellt. Wir wurden bleich, mir schlotterten die Knie und es war nicht nur der Staub im Mund, der so einen eigenartigen Geschmack ergab. „Feuer“, es krachten mehrere Schüsse. Ich sah zu Boden. Dann kam der Befehl „Weitermachen“. Keiner von uns Dreien sprach ein Wort. Am Abend erfuhren wir, dass er in dem Haus, an dem wir arbeiteten, in einer Speisekammer, die durch den Luftdruck aufgerissen war, beim Marmeladeessen vom SD (Sicherheitsdienst) erwischt worden war.

### **Mannlöcher, Laufgräben, Geschützstellungen**

Wie spät es war, weiß ich heute nicht mehr, es gab Alarm und den Befehl „feldmarschmäßig raustreten“. Nun war es so weit. Ich hatte diesen Augenblick erwartet und eine Karte an meine Eltern vorbereitet. Es dämmerte der neue Morgen heran, als wir in leichtem Nieselregen die Mellingerstraße zum Bahnhof hinaufmarschierten. Bevor wir in das Gelände vom Lastenbahnhof einbogen, wusste ich einen Postkasten. Ich hatte ihn noch nicht erreicht, stand eine Heereswache vor mir, wies mich in die Einheit zurück, und versprach, die Karte aufzugeben. Sie kam nie an. Einige von

uns glaubten, Mädchenstimmen gehört zu haben. Wir lachten, wohl Wunschträume. Keiner wusste, wohin es geht, jedenfalls nach „vorne“.

Es befiel mich ein Gefühl der totalen Einsamkeit. Eine grässliche Ahnung stieg hoch, dass es nun nach „vorne“ ging, was immer das auch bedeuten konnte. Dann erfasste mich Zorn und Hass, dass wir vielleicht zum Verrecken fuhren, wie in der damaligen Sprache locker der Heldentod genannt und die Angst in zynische Kommentare verpackt wurde. Rhythmisch und stumpf schlugen die Räder, der Waggon zitterte, es blieb die leere Traurigkeit des Unausweichlichen. Dieses plötzliche Bewusstwerden, keine innige Berührung, sich an keinen geliebten Menschen verschenkt zu haben, und den möglichen Tod vor Augen, verrecken zu müssen, das war das deprimierendste Gefühl, das ich bis dahin erfuhr. Mädchen waren für mein damaliges Empfinden unvergleichliche Lichtgestalten, Göttinnen gleich, einfach das unbeschreibliche Glück an sich. Aber sollte ich halbwegs heil aus dieser Katastrophe herausfinden, dann, dann ...

An Stacheldraht und Leuchttürmen vorbei. Es war das Lager Sternthal, das Zwangsarbeiterlager für das Aluminiumwerk. Kaum ein Jahr später sollte es ein zweites Mal zum Todeslager werden. Diesmal für die andere Seite: Soldaten und Deutsche aus der Untersteiermark, die in die Hände der Partisanen fielen. Pettau war Endstation. Wir verließen die Waggons, der Regen hatte wieder eingesetzt. Es stimmte, sie hatten doch Mädchenstimmen gehört, aus den Waggons stiegen auch Mädchen. Es waren die GD-Mädchen (Gesundheitsdienst), Marburger Mittelschülerinnen. Die Tornister, Decken und übriges Material wurden auf einem LKW verladen. Langsam sickerte durch, dass wir zum Schloss Ankenstein ca. acht Kilometer zu marschieren hatten.

Was sollten wir hier? Wir hatten keine Waffen, welche Aufgaben warteten auf uns? Am nächsten Morgen wurden die Einheiten zusammengestellt. Was vom zweiten Jahrgang übrig blieb, war unsere Einheit. Abmarsch. Knapp vor Varazdin, bereits auf kroatischem Boden, kam uns eine Beiwagenmaschine, wir vermuteten einen Kradmelder der Wehrmacht, entgegen. Aus dem Beiwagen stieg ein Leutnant, die Uniform war schmutzig und der Ärmel eingerissen, am Kopf hatte er einen Verband, aus dem Blut sickerte. Der Befehl, Holzstäbe von Büschen zu besorgen, wurde hektisch ausgeführt.

Der Leutnant steckte Laufgräben, Schützenlöcher, Geschützstellungen von der nach Osten führenden Straße zuerst ca. 800m nach Süden bis zu den Abhängen der Weinberge und dann nach Norden bis an das Ufer der Drau. Die gesamte Anlage war gut zwei Kilometer lang. Wir fragten den Leutnant, ob er in einen Partisanenhinterhalt gekommen sei? „Nein, nein, Jungs“, und er zeigte nach Osten, „da vorne, so an die sechzig Kilometer, jetzt vielleicht schon weniger, kämpft meine Kompanie, da ist die Front. Der Russe ist durchgebrochen.“ Lastwagen fuhren vor, wir fassten Werkzeug aus, Spaten, Krampen, Schaufeln. „Zuerst das Maisfeld abschlagen, wegen der Partisanen, dann die Schützenlöcher, die Laufgräben, das andere später.“ Schon saß er im Beiwagen und fuhr zu seinen Leuten.

Die Begegnung mit dem Frontoffizier hat in uns unglaubliche Kräfte freigesetzt. Da war auch Angst dabei, wir hatten noch keine Waffen. Noch glaubten wir, das könnte uns retten. Auch am nächsten Tag wurde mit grimmiger Energie an den Laufgräben gearbeitet. Bis zum Rückmarsch waren die Zickzackbänder zur Hälfte ausgehoben. Das Wetter war uns gnädig. Die Arbeit des folgenden Tages begann dort, wo wir am Vortag geendet hatten. Dann trat das Unfassbare ein. Zwei PKW der gehobenen Wagenklasse fuhren vor. Mehrere hohe Offiziere der Stadtkommandatur Marburg entstiegen den Karossen, besichtigten mit Ferngläsern die begonnenen Arbeiten, machten keinen Schritt in das Gelände und entschieden, dass die gesamte Anlage, wie sie vom Frontoffizier geplant wurde, um 20m zurückzunehmen sei. Für uns, die hier geschuftet hatten, war dieser Befehl eindeutig Verrat, für mich der endgültige Beweis, dass wir diesen Krieg längst verloren hatten, es galt ab nun, „Überlebensstrategien“ zu entwickeln. Der Motor „Glaube, Überzeugung“ war abgestorben.

Die Märsche von unserer in der Zwischenzeit von uns verminten Burg und zu ihr zurück, schienen uns immer länger zu werden. Zurückgekommen gab es warmes Essen, Krautsuppe mit Kartoffeln oder Bohnen, fallweise ein paar Wurstscheiben und zuerst zwei, dann ein Stück Schwarzbrot. Gekocht wurde von den GD-Mädchen in den Kesseln der Waschküche und in einem „gereinigten“ verzinkten Jauchenfass, wie es die Bauern zum Ausbringen der Gülle benützten. Ob davon oder von anderen Infektionsherden, bis zum

Ende dieser drei Wochen hatte jeder von uns Durchfall. Bei mir kam, wie sich Jahre später herausstellen sollte, noch eine Hepatitis dazu ...

Wir wurden abgezogen. Vor einem kleinen Weiler kam uns eine Waffen-SS-Einheit in offener Formation auf der Straße entgegen. Bevor sie uns erreichte, fielen Schüsse. Reflexhaft von der Straße herunter, lagen wir in Deckung. Ein VW-Kübelwagen mit aufmontiertem Maschinengewehr war plötzlich vorgefahren und nahm die wenigen Häuser, die sich an den Berghang schmiegt, unter Beschuss. Die Männer der Waffen-SS stürmten unter diesem Feuerschutz die erste Häusergruppe. Ich sah, wie sie Brand- und Sprengsätze auf die Häuser warfen. Die Strohdächer brannten sofort. Menschen schrien, eine Frau mit einem Kind am Arm, ein zweites an der Hand, rannte aus dem untersten der vier oder fünf Hütten und sie alle wurden von den Geschossen niedergemäht. Die Soldaten hatten in der Zwischenzeit den Weiler umgangen und schossen von hinten auf alles, was sich bewegte. Die Schreie verstummten, das trockene Bauholz der Hütten, brannte knatternd. „Verbrannte Erde“ wurden solche Aktionen genannt. Sammeln, ohne Tritt Marsch. Im April 1945 sollte ich außerhalb von Arnfels Ähnliches wieder erleben.

Die Herbstsonne schien mild und die Auwälder verfärbten sich ... Auf halber Bergeshöhe, zwischen den Weinstöcken getarnt, war ich an diesem Tag zur Luft- und Bodenüberwachung eingesetzt. Ein Fernglas, ein Scherenfernrohr und eine Handsirene hatte ich gegen Krampen und Schaufel getauscht. Unglaublich süße, gelbe, fast bis zum Kern durchsichtige Trauben hingen von den Reben. Es waren die größten und längsten, die ich bis dahin gesehen und gegessen hatte. Eigenartige Motorengeräusche waren zu hören. Den Himmel suchte ich mit dem Fernglas nach Lightnings, jenen englischen Doppelrumpffägern ab, die uns fallweise „besuchten“. Nichts. Das Brummen hörte sich tiefer, anders als das von Flugmotoren, an.

Ich „stieg“ auf das Scherenfernrohr um. Im Norden, parallel zur Drau, verlief die Verbindungsstraße Pettau – Varazdin. Ein Pferdefuhrwerk, sonst war die Strecke leer. Beim Zurückschwenken über die Auwälder – da fielen kleinere Bäume, Büsche um. Es bildete sich eine Schneise. Links und rechts daneben, aber etwas dahinter, noch zwei solcher Streifen im Auwald. Einige Bäume noch, dann waren Maisfelder ... Panzer! T-34, Russen,



Foto: Wolfgang Wieland

Maria Schönanger



Foto: Mag. Christina Pichler



Maria Freienstein

Foto: Gerd Neuhold



Foto: Freisinger



Maria Schnee auf der Seckauer Hochalm



meine Sirene heulte los. Der erste Panzer drehte den Turm mit der Kanone nach vorne. Während er durch den Auwald fuhr, hatte er sie verkehrt herum. Die drei Panzer einer Aufklärungsstaffel, wie sich später zeigen sollte, waren gut 1,5km entfernt. Nach den Feldern kam noch ein Auwaldstreifen, geschätzte 400m breit, dann vier Maisfelder, davon zwei bereits abgeerntet, die Stauden zu „Männchen“ aufgestellt, und dann wir. Bei Alarm sprangen wir in die Mannlöcher, weil wir die Angriffe der Lightnings erwarteten, und sangen. Makaber, aber Angst lässt sich durch so ein „Gemeinschaftsgefühl“ leichter ertragen.

Durch den Weingarten zu mir herauf hastet unser „Goldfasan“. Ein alter, hagerer SA-Sturmführer, der politische Leiter unseres Abschnittes, hält mir seine Pistole ins Gesicht, zeigt auf den Himmel und schreit: „Saboteur!“ Ich stehe neben dem Scherenfernrohr mit etwas zittrigen Knien und zeige wortlos in die Richtung des Auwaldes. Er beugt sich vor, sieht durch das Gerät und sagt mit entsetztem Gesichtsausdruck stockend: „Panzer, Panzer – Stellung halten!“, und lief, was er konnte. Was sollte ich halten? Wir konnten mit einigen Kleinkalibergewehren nichts halten.

Das Motorengeräusch wurde lauter und mischte sich martialisch mit den Gesängen meiner Kameraden in den Mannlöchern. Die Panzer hatten den zweiten Auwaldstreifen erreicht, den ersten durchstoßen, nun gab es nur noch die Maisfelder, ca. 450m und dann uns. Der erste Panzer blieb auf dem ersten abgeernteten Feld stehen, die beiden anderen fuhren einige Panzerlängen seitlich und sicherten. Ich sah durch mein Scherenfernrohr, wie sich der Turmdeckel des ersten Panzers öffnete. Ein Kopf mit einem schwarzen Lederriemenhelm wurde sichtbar.

Der Panzerkommandant stand im offenen Turm und suchte mit dem Fernglas die Gegend ab. Mich hätte er sehen können, tat es aber nicht, meine Tarnung war gut. Die Stellungen konnte er nicht einsehen, die Maisfelder waren zu hoch. Wären die Motoren abgestellt gewesen, hätte man uns singen gehört, wären sie weitergefahren, was dann? Er machte den Turmdeckel zu, die beiden seitlichen Panzer wendeten und alle drei fuhren in ihren niedergewalzten Schneisen wieder zurück. Parallel zu ihnen, auf der anderen Drauseite, ca. einen Kilometer voneinander entfernt, fuhr

eine Flakbatterie, vier der gefürchteten 8,8-Geschütze auf Kettenfahrzeugen. Keiner hatte den anderen gesehen ...

Letzte Oktoberwoche 1944. Wir wurden vom Stellungsbau abgezogen. Es gab Kurzurlaub über Allerheiligen.

Marburg, jetzt Maribor, sollte ich erst 14 Jahre, Ankenstein, jetzt Borl, erst 21 Jahre nach Kriegsende wiedersehen. Die neue Wirklichkeit und die alten Erinnerungen deckten sich nicht, es war eine andere, eine fremde Stadt, in der, so schien es mir, ich vor unendlich langer Zeit gewesen war. Schloss Borl war eine Raststätte mit Restaurant geworden. Wir, Gattin Elfie, Sohn Berti und ich saßen auf der Rückfahrt von unserer Türkeireise auf der Terrasse bei Kaffee und Kuchen. Unter uns fließt die Drau wie ehemals und auf ihr treiben die Erinnerungen von 1944 und versinken ins Nichts.

*(Fortsetzung im nächsten Heft)*

### **Erinnerungen an die Gemeinde in der Barbarakapelle des Domes in Graz zur Zeit des Nationalsozialismus 1938–1945**

Mag. Leopold Städtler

Ich durfte im Jahre 1942 Mitglied dieser Jugendgemeinschaft sein. Das hängt mit meiner Lebensgeschichte zusammen. Ich war drei Jahre im Knabenseminar, das 1938 aufgelöst wurde. Generalpräfekt Lind hat uns bei frommen Frauen in Graz untergebracht. Zuerst war ich bei einer Witwe in der Conrad-von-Hötendorf-Straße 63 untergebracht, die eine glühende Anhängerin der Münzgrabengemeinde war. Dorthin wollte ich aber auf keinen Fall als Ministrant. So wurde ich als gebürtiger Ligister Fahrschüler. Ich bin jeden Tag um halb fünf aufgestanden, zum Bahnhof gegangen, mit dem Zug um 7 Uhr in Graz angekommen, zu Fuß ins Akademische Gymnasium

gegangen, hab dort meine sieben Stunden abgesehen, bis dass um halb drei ein Zug nach Köflach ging. Manches Mal hatten wir sieben Stunden Turnen, sodass ich mit dem letzten Zug um sieben fahren musste. Das war im Winter unmöglich. So habe ich ein Quartier in Graz gesucht. Zufällig habe ich in der Schmiedgasse 23 eines gefunden, auch bei einer Witwe, die in Ligist eine gute Bekannte hatte. Dort bin ich also aufgenommen worden. Sie hatte drei Kinder, älter als ich, und der Älteste war hier ein Mitglied dieser Jugendgemeinschaft, von der ich vorher überhaupt nichts gewusst hatte.

Wir hatten damals in Ligist zwei tolle Kapläne, von denen einer sehr spirituell war, dann in Russland gefallen ist. Der zweite war ein junger, stürmischer Kaplan, der dann die Pfarre Bärnbach gründen musste und als Pfarrer von Mürzzuschlag gestorben ist. Es war Franz Derler, der die ganze Nazizeit als einen Kampf gesehen hat: „Da müssen wir etwas dagegen tun!“ Wir als junge Leute waren begeistert von ihm. Was er gesagt hat, das haben wir getan, ohne nachzudenken, ob das gut oder richtig war. Nur als kleines Beispiel: Er hat die Schriften des Bischofs von Münster, Graf Galen, gekannt, der als einziger deutscher Bischof Hirtenbriefe gegen die Vergasung alter und mühseliger Leute geschrieben hatte. Der Kaplan ließ uns einige Stellen abschreiben, die wir an Kollegen schickten, die an der Front waren.

Wir hatten in Ligist einen sehr radikalen NS-Ortsgruppenleiter, der Tag und Nacht mit seiner braunen Uniform unterwegs war. Dieser Ortsgruppenleiter und unser Kaplan, das waren die beiden Kampfhähne. Viele Leute in Ligist haben nicht verstanden, dass das Se-



minar und Ordenshäuser zugesperrt wurden. Es gab eine alte Frau, die etwas geistig behindert war und plötzlich weg war, und niemand konnte eine Antwort geben, wo sie hingekommen war. So sind wir auf der Seite des Kaplans ganz automatisch Gegner des NS geworden. Katholische Jugend war verboten, durfte sich nur in kirchlichen Räumen treffen. Das hat uns

wahnsinnig geärgert. Am meisten hat uns geärgert, als die Fronleichnamprozession verboten wurde. Wir hatten einen Bürgermeister, den Dr. Sauer, der 1938 sofort eingesperrt worden war. Der hat das Papier gelesen. Der Pfarrer war komplett fertig. Auf dem Marktplatz darf nicht gegangen werden und nicht auf den Straßen. Der Arzt las es ein paar Mal durch und bemerkte, dass von der Kirchenstiege, den Gehsteigen und dem Altweibergassl keine Rede war: „Gemma halt dort!“ Wir Jungen mussten zu den Bauern gehen, denen sagen, was los ist, dass die Prozession stattfindet, aber dass niemand auf der Straße gehen darf, sonst werden der Pfarrer und der Kaplan eingesperrt. Das hat großartig funktioniert. Nur ein Problem gab es: Den „Himmel“ haben wir nicht mehr brauchen können, da war der Platz zu eng. Wir sind damals schon unter einem feierlichen Schirm gegangen mit dem Allerheiligsten.

Wir haben unsere Kapläne zu den Christenlehren am Sonntag begleitet. Dort durften aber keine Christenlehren gehalten werden. So haben wir Buben vor der Kapelle einfach Fußball gespielt. Am nächsten Tag um 9 Uhr war bereits die Geheime Staatspolizei beim Kaplan. Der Ortsgruppenleiter hat ihn angezeigt. Natürlich wollten sie den Kaplan verhaften, aber wir haben gesagt: „Fußball gespielt haben wir Buben.“ Das zweite Erlebnis: Ich habe eine Radtour zum Packer Stausee organisiert. Mit 16 Ligister Ministranten. Natürlich sind wir in der Früh vom Pfarrhof weggefahren. Ungefähr um 10 Uhr wurden wir in Edelschrott von der Gestapo abgefangen. Es war ein schwarzer VW. Sie haben uns zum Gendarmerieposten gebracht und wollten aus uns herausbringen, wer den Ausflug organisiert hat. Aber den Heiligen Geist gibt es auf allen Ebenen. Kein Einziger von uns hat gesagt, dass es der Kaplan war. Wir haben gesagt: „Das haben wir selber gemacht.“ Die haben uns einen ganzen Tag lang geohrfeigt, gewatscht. In Wirklichkeit haben sie den Glauben in uns hineingewatscht. Wir haben nichts zu essen gekriegt, die Radln mit den Rucksackerln sind draußen gelehnt und um 5 Uhr Nachmittag haben sie uns ausgelassen. Das waren so Sachen, wo man sich einfach bekennen muss: „Entweder bin ich kirchlich und tu, was der Kaplan sagt, oder ich bin es eben nicht.“

So war also meine Entwicklung. In Graz am Akademischen Gymnasium bin ich in die Stadtpfarre gekommen. Dort hat es auch eine verbotene Jugendgruppe gegeben. Und der Stadtpfarrmesner, das war der Großvater vom jetzigen Arzt Dr. Leitinger, hat uns eingeführt, wie wir zu gehen haben. Zu zweit, höchstens drei miteinander, weil das sofort Verdacht erregte. Wir haben in der Stadtpfarre im ersten Stock einen alten Raum gehabt, wo kirchliche Gegenstände aufbewahrt wurden. Dort haben wir unsere Jugendstunden gehabt mit P. Rochitz, einem Jesuiten, der die Marianische Kongregation geleitet hat – sie ist ja auch 1938 verboten worden. Dieser P. Rochitz war auch hier, in dieser Kapelle. Er hat in uns den Glauben gestärkt, denn er hat uns gesagt: „Ihr seid nicht allein, es gibt mehrere solcher Gruppen.“ Und das war für uns eine ganz große Hilfe, dass es auch andere Jugendliche gab, die nicht verstanden haben, dass wir nicht mehr so wie früher als Ministranten leben durften.

Dann, 1942, kam ich hierher in die Barbarakapelle, weil der älteste Sohn dieser Familie in der Schmiedgasse dabei war. Ich habe keine Ahnung gehabt, was die Gruppe war. Einfach nur eine Jugendgruppe. Mir ist gesagt worden, dass die Gründung von Medizinstudenten ausging. Solche Studenten konnten studieren, weil die Wehrmacht Ärzte gebraucht hat. Da hat es in Graz eine eigene Studentenkompanie gegeben, und dabei waren einige „Katholen“, die gesagt haben, wir müssen eine Gemeinschaft haben. Und so ist diese Gemeinschaft in der Dionys-Kapelle entstanden. Ich kann mich an Namen wie an den von Stepantschitz erinnern und an seine Schwester Edda, dann die Maria José Liechtenstein, die Kunst studierte, dann die Frau des nachmaligen Redakteurs Wolfgang Arnold, Frau Gertrude Putz, dann der Dr. Maller, der als letzter der Gruppe gestorben ist, ebenso Dr. Wolf, der Arzt in Wien war. Dem ist es gleich gegangen wie dem Fritz Mankowski, den ich auch in dieser Gruppe kennen gelernt habe. Das waren junge Leute, die einfach ihre Meinung gesagt haben. Ich weiß auch gar nicht, ob es mehrere Gruppen gegeben hat.

Jedenfalls haben wir hier Gottesdienste gehabt, Glaubensstunden. Es war alles streng geheim, kein Lied gesungen, vis à vis war ja die Partei. Es



gab also wöchentliche Zusammenkünfte, die aber nicht immer stattgefunden haben, vielleicht, weil die Gestapo schon einen Verdacht gehabt hatte.

Aber wir haben in den Wäldern in Kumitz, wo wir mit den Rädern hingefahren sind, einen Einkehrtag gehabt, an einem primitiven Holztisch hat P. Rochitz Messe gefeiert. Kein Mensch hat sich aufgeregt, weil es hat ja auch kein Mensch davon gewusst. Das Schweigen war ganz wichtig. Am Akademischen Gymnasium war plötzlich der Max dabei, der nachmalige Dr. Stühlinger, späterer Apotheker in der Münzgrabenstraße. In der Schulklasse sind wir gar nicht draufgekommen, dass der auch ein „Kathole“ ist. Der Fritz Mankowski war eindeutig die Spitze. Er wollte in Seckau eintreten, der Abt sagte ihm, er soll im Österreichischen Bundesheer das einjährige Freiwilligenjahr machen. Dann kam aber der Umbruch [1938] und er wurde in das Deutsche Heer übernommen. Er hatte eine unglaublich offene Sprache. Gefallen hat er sich nichts lassen. Alle wussten das in der Studentenkompagnie: Fritz Mankowski ist ein junger Katholik, der offen seine Meinung sagt. Nach einem Disput mit einem Professor [dem Historiker Alfred Pischinger] wurde er an die Front geschickt und ist 1944 gefallen. Und dieser Dr. Wolf, der vor zwei Monaten gestorben ist, dem ist es gleich ergangen. Der hat auch seinen Mund aufgemacht auf der Uni, musste nach Russland und ist schwer verwundet 1945 heimgekommen.

Ja, so war das. Eine verbotene Jugendorganisation, wo jeder jeden mochte, ob Bursch oder Mädchen, wir waren eine verschworene Gemeinschaft und waren überzeugt: Dieses System hat keine Zukunft. Wo wir in der Kirche gebraucht wurden, haben wir fraglos mitgemacht.

Mein großes Problem war dann bei der Matura. Ich bin noch in die 8. Klasse gekommen, das 1. Trimester war vorbei, da kommt am 10. Jänner der Direktor [Dr. Viktor] Gölles und erklärt: „Bis 31. Jänner habt ihr die Matura zu machen, dann müsst ihr einrücken! Jeder hat eine Bestätigung zu bringen, dass er bei der HJ, der Hitler-Jugend, war.“ Ich hatte bisher drei Jahre anständig gelogen. In Ligist habe ich gesagt, dass ich in Graz bei der HJ bin, und in Graz, dass ich in Ligist bei der HJ bin. Das hat bestens

funktioniert. Aber jetzt brauchte ich halt ein Papierl. Ich musste also zu unserem Volksschuldirektor Salchowitz gehen, der war eher so ein großdeutscher Nazi. Angestellt hat der nichts. Wie er alles aufgenommen hat für die Bestätigung, sagt er: „Du warst nie bei der HJ“. Ich antwortete: „Ja, das weiß ich, aber ich habe immer bei den HJ-Frühjahrswettkämpfen mitgemacht.“ (Der Kaplan Derler hat mir gesagt, dass ich da mittun soll, „denn du hast so viele Turnstunden in Graz, du rennst schneller als jeder Ligister, du hüpfst höher als jeder Ligister, das ist so schön, wenn dir der Ortsgruppenleiter in seiner braunen Uniform dir, dem Ministranten, die Siegernadel aufsteckt.“) Ja, ich war drei Jahre immer Erster! So konnte ich mit dieser Bestätigung die Matura machen, kam dann in den Kriegsdienst nach Finnland und bin am 1. April 1945 nach dem Rückzug aus Finnland – das war das Schwierigste für mich – 116 Mann sind wir weg aus unserer Stellung und etwa über zehn sind wir in Nordnorwegen angekommen, alle anderen waren tot durch russische Tiefflieger oder sind durch die Kälte umgekommen. Da fängt man schon an nachzudenken: „Was machst denn du jetzt eigentlich? Wie wird deine Zukunft sein?“ Das eine, was wir alle, die das mitgemacht haben, gelernt haben, war dies, dass es so nicht weiter gehen kann, weil der Mensch einfach eine NULL war. Ob da so viele gefallen sind, ob verwundet oder durch Kälte umgekommen, das war völlig egal. Es muss etwas geschehen, dass die Menschen wieder sich die Hände reichen, im Frieden miteinander leben, reden miteinander, wenn es Probleme gibt.

Wenn mich jemand gefragt hat, warum ich Priester geworden bin, habe ich nur zwei Antworten gewusst: Die eine: „Die Kapläne haben mir unheimlich getaugt, so etwas wollte ich auch werden.“ Und die zweite: „Was wir im Krieg und in der Schulzeit erlebt hatten!“

Erzählung von Mag. Leopold Städtler, emeritierter Generalvikar der Diözese Graz-Seckau am 21. März 2018 in der Barbarakapelle des Grazer Doms. Nach einer Videoaufzeichnung von Werner Gobiet aufgeschrieben von Helmut Schlacher.

Ein Gedicht von Fritz Mankowski wurde zu seinem Gedächtnis von Wolfgang J. Pietsch vorgetragen: **Mankowskis letztes Gedicht und sein Vermächtnis – wenige Tage vor seinem Tode – Russland, 8/9. Jänner 1944:**

*Das Mondlicht fließt auf fremdes Land,  
fremd ist, wohin wir fahren –  
Doch über uns ist Gottes Hand,  
die möge uns bewahren.*

*Wir danken Ihm so manchen Tag,  
da uns die Erde blühte,  
so manchen heißen Herzensschlag,  
darin die Freude glühte –*

*Wir wissen: Mächtig ist das Licht,  
das Er in uns entzündet,  
so fürchten wir das Dunkel nicht,  
in das die Reise mündet.*

## **Dienstantritt mit Hindernissen**

Margaretha Pflieger, geb. Schlacher



Vor genau 65 Jahren Matura an der Bundeslehrerinnenbildungsanstalt [in Graz]. Endlich! Sich freuen auf den Beruf. Keine freie Lehrerstelle. Banges Warten ist angesagt. Einige Wochen gibt es Beschäftigung in St. Ruprecht. Weihnachtsferien 1952/53. Hoffen auf eine Stelle – ich wohne daheim in Gasen. Am letzten Ferientag endlich Nachricht vom Bezirksschulrat Weiz: „Sie werden mit 10. 01. zur Dienstleistung an der Volksschule Wetzawinkel zugewiesen.“ Große Freude mit der Familie.

Um 16 Uhr geht ein Postbus nach Birkfeld. Reisegepäck ist schon lange gerichtet. Umsteigen in den Grazerbus. Jemand ruft meinen Namen; die „Postfräul’n“ von Birkfeld überbringt eine telefonische Amtsnachricht: Frl. Schlacher soll nicht nach Wetzawinkel fahren, sondern nach Plenzengreith –

nie gehört – bis Haltestelle Fasslwirt, dann umsteigen in den Bus nach Rade-  
gund. Dort übernachten und in der Früh zu Fuß nach Plenzengreith gehen!  
Etwas kompliziert klingt das schon. Ich tue, wie sie gesagt. Es ist ganz dun-  
kel, als ich in Radegund ankomme. Im Gasthof nahe der Endstation kehre ich  
ein. Einige Gäste starren mich an, so in der Art: „Was will denn die da?“  
Trotzdem kommt ein Gespräch zustande. Als sie erfahren, woher, wohin,  
warum etc., kommt von einem scheinbar ganz Klugen der Rat: „Am besten  
wär’s, mit der Gondel auf den Schöckel zu fahren und von dort mit dem Ses-  
sellift auf der Nordseite hinunter nach Plenzengreith.“ Schneefall in der  
Nacht, es weht ein kalter Wind – die Seilbahn ist trotzdem in Betrieb. Großes  
Gepäck habe ich nicht. Etwas Kleidung, Bücher, Hefte, Schreibzeug und das  
Wichtigste – einen Wecker – sowie eine Zahnbürste. Nun gondle ich gemäch-  
lich auf das Plateau des Schöckels. Ich bin der einzige Fahrgast und begegne  
auch auf der Höhe keinem Menschen. Zum Glück ist das Restaurant offen.  
Ich frage die Wirtin, wo der Sessellift nach Plenzengreith wegfährt. Ich müsst-  
e in die Schule. Ihr Mund bleibt offen – es fährt kein Lift und außerdem käme  
man da gar nicht zu meiner Schule. Bei Schönwetter könne man da – sie  
zeigt in östliche Richtung – zum Schöckelkreuz hinuntergehen, ohne Weg  
natürlich. Aber bei diesem Wetter ist dies unmöglich. Sie schimpft über die  
Irreführung durch die Gasthausbesucher und meint: „Am Besten fahren Sie  
zurück nach Radegund, dort geht ein Fahrweg nach Plenzengreith, der sicher  
schon ausgetreten ist.“ Ich danke ihr. Es schneit nicht mehr. Ich versuche –  
naiv, verzweifelt oder einfach nur dumm – in Richtung Schöckelkreuz durch  
den steilen Wald loszustapfen. Der Wind wird stärker und schüttelt den  
Schnee von den Ästen. Von Gehen ist keine Rede. Rutschen, Stampfen,  
Kämpfen – nach 30 Metern stecke ich fest. Die Romantikerin in mir denkt in  
dieser Situation an Roseggers „Waldlilie im Schnee“. Erkennen des Ernstes  
meiner Lage. Ich bin in Gefahr. Das Schöckelhaus ist noch zu sehen. Nach  
einem heißen Stoßgebet trete ich den beschwerlichen Rückweg an.

Oben angelangt ist Verschnaufen und Ausruhen angesagt und dann  
nichts als hinein in die Gondel. Radegund hat mich bald wieder. Der Fuß-  
weg ist leicht zu finden. Nach zwei Stunden mühsamen Gehens erreiche ich  
erschöpft und entkräftet das Schulhaus in Plenzengreith. GESCHAFFT!

## Aus der Gemeinschaft

### Wir begrüßen als neue Mitglieder

Theresia Horn, Graz	Sylvia Magnien, Gratwein
Ilse Kanzler, Graz	Mag. <sup>a</sup> Maria Rosa Neuhold, Graz
Anna Kirchengast, Graz	Mag. Werner Reisner, Peggau

### In memoriam

Marianne Benko, Graz	OSR Franz Lackner, Lassing
Christl Haase, Graz	SR Veronika Thorwartl, Großraming
HHL Maria Heller, Frohnleiten	

### Hohe Geburtstage feiern im zweiten Halbjahr 2018

Juli		Elisabeth Tupay	97. Geburtstag
	Ing.	Franz Friedl	93. Geburtstag
	Dr.	Otto Holter	91. Geburtstag
	OSR	Anna Kaufmann	89. Geburtstag
	OSR	Maria Kröpfl	89. Geburtstag
	SR	Anna Neuhold	89. Geburtstag
	VOL	Helena Brandl	87. Geburtstag
	OSR	Siegfried Robia	87. Geburtstag
		Elisabeth Slippek	87. Geburtstag
	Mag. <sup>a</sup>	Hildegard Oprießnig	86. Geburtstag
	SR	Siegfried Stelzhammer	85. Geburtstag
		Anna Wohlmuth	85. Geburtstag

		Josef Gölles	84. Geburtstag
	Prof. DDr.	Norbert Hofer	84. Geburtstag
	Ing.	Johann Röhner	83. Geburtstag
	Dir.	Herta Temm	82. Geburtstag
	OSTR Mag.	Alfred Tropper	82. Geburtstag
		Gertraud Wurzer	82. Geburtstag
		Bernhard Klapsch	81. Geburtstag
	Prof. Ing.	Josef Rindler	81. Geburtstag
	OSR	Max Wratschgo	81. Geburtstag
August		Günter Novak	96. Geburtstag
	OSR	Johann Baumhackl	92. Geburtstag
		Ilse Steiner	90. Geburtstag
		Marianne Lembacher	89. Geburtstag
	SR	Ingeborg Glatz	88. Geburtstag
		Maria Reinisch	88. Geburtstag
	Dr.	Oskar Fleischer	86. Geburtstag
		Maria Baumhackl	85. Geburtstag
		Irmgard Kranebitter	85. Geburtstag
	Dr. phil.	Kurt Kropf	84. Geburtstag
		Cäcilia Kernbichler	83. Geburtstag
September	OSTR Dr.	Käthe Sommer	97. Geburtstag
		Erna Sedminek	91. Geburtstag
	OSR	Albin Golker	90. Geburtstag
	Ing.	Peter Neumann	89. Geburtstag
		Maria Preiningner	89. Geburtstag
	VD	Maria Fleischhacker	85. Geburtstag
		Gotlind Frank	84. Geburtstag
		Maria Enge	83. Geburtstag
	DSA	Brigitte Hupfer	82. Geburtstag
		Edith Panhofer	82. Geburtstag
	VOL	Friederike Ranftl	82. Geburtstag
Oktober	OSR	Johann Reinisch	95. Geburtstag
	Msrgr.	Clement Moder	94. Geburtstag
	OSTR Dr.	Johann Diepold	92. Geburtstag
	HR MMag. DDr.	Helmut Dörfler	91. Geburtstag
	OSTR Dir.	Johann Wilding	91. Geburtstag
	Dipl. Ing.	Herbert Obermaier	90. Geburtstag
	OSR	Maria Preisegger	88. Geburtstag
		Maria Gartler	87. Geburtstag
		Theresia Bernhardt	86. Geburtstag

		Herta Hoffmann	86. Geburtstag
		Elisabeth Köberl	86. Geburtstag
		Ingeborg Holter	85. Geburtstag
		Ilse Lehrhofer	85. Geburtstag
		Eveline Haidacher	84. Geburtstag
		Maria Pözl	84. Geburtstag
		Josef Fink	83. Geburtstag
	SOL	Johanna Heimerl	82. Geburtstag
	ROL	Karl Wildling	82. Geburtstag
	AssProf. Dr.	August Raggam	81. Geburtstag
November	SR	Anna Seewald	91. Geburtstag
		Karla Halsmayer	90. Geburtstag
	Reg. Rat	Wilfried Hofer	90. Geburtstag
		Walter Tischler	90. Geburtstag
	OSR	Konrad Zöhrer	89. Geburtstag
		Margaretha Chalupka	88. Geburtstag
	Prof.	Karl Schweighofer	86. Geburtstag
	SR	Christine Platzer	85. Geburtstag
	VDir.	Josefa Pucher	85. Geburtstag
		Giselinde Brügelmann	84. Geburtstag
		Stefanie Proske	84. Geburtstag
	HOL	Hannelore Huemer	83. Geburtstag
		Anna Ackermann	82. Geburtstag
		Karl Klampfer	82. Geburtstag
	DI Dr.	Elmar Korschitz	81. Geburtstag
Dezember	SR	Viktoria Strobl	95. Geburtstag
		Mathilde Büchler	90. Geburtstag
	Prof.	Eduard Dirnböck	90. Geburtstag
	OSR	Franz Suppan	90. Geburtstag
	StR	Stephanie Höss	89. Geburtstag
		Ernestine Vojacek	87. Geburtstag
		Otilie Perhab	86. Geburtstag
	Mag. <sup>a</sup>	Gertraud Pascher	85. Geburtstag
	Prof. Mag.	Gunter Tomitza	84. Geburtstag
		Hermine Drexel	83. Geburtstag
	P.	Wolfgang Heiss	83. Geburtstag
		Erna Brantner	81. Geburtstag
		Gertraude Reitmaier	81. Geburtstag

## Berichte

### 22. Schiwoche der KLE in Osttirol (18.–22. 2. 18)

Ilse Kanzler

Eine wunderbare Winterlandschaft erwartete uns 34 Teilnehmer (jeden Alters) in dieser Schiwoche! Traditionell wurde im Leisacherhof bei Lienz Quartier bezogen, von wo aus uns der Reisebus täglich in einen anderen Schiort brachte: So konnten die Schifahrer bei „samtenem“ Pulverschnee die Abfahrten von Hochstein, Zettlersfeld, Hochpustertal-Sillian, Defregental und Kals erleben, die Schneeschuhwanderer jedoch mit dem Ranger durch den Schnee stapfen und über Naturerlebnisse besonderer Art berichten, andere wieder wanderten im Tal oder waren eislaufen.

An den Abenden gab es interessante Vorträge.

Wolfgang J. Pietsch begann mit einem Vortrag über den diesjährigen Jubilar Peter Rosegger, indem er sich mit den verschiedenen Facetten seiner Persönlichkeit, aber auch seiner Werke auseinandersetzte, bedauerte aber, dass die hochdeutschen Gedichte Roseggers in Buchform derzeit nicht zur Verfügung stünden, während die Mundartgedichte nachgedruckt wurden, und betonte, dass es ein wichtiges Anliegen sein müsse, die wichtigsten Werke Roseggers endlich neu aufzulegen.

In einem weiteren Vortrag befasste sich DI Jürgen Wolfbauer mit dem globalen Klimawandel. Anhand von vielen Diagrammen wurden Forschungsergebnisse gezeigt, wie sich Erderwärmung und Eiszeiten in einem ewigen Zyklus befinden ... 2030 werden wir vielleicht mehr wissen, wenn wirklich eine Kleine Eiszeit ...?

Nicht genug mit der eisigen Prognose, führte uns auch ein sehr kalter Ausflug in das völlig unbeheizte Schloss Bruck: Zu sehen gab es im Schloss die wunderbar restaurierten mittelalterlichen Fresken und Wandmalereien, aber auch die Ausstellung über Albin Egger-Lienz: „Werk.

Leben. Mensch“ anlässlich seines 150. Geburtstages. Erwärmend war die temperamentvolle und informative Führung von Frau Ebner durch die Ausstellung dieses wichtigen Malers der klassischen Moderne.

Die kurzweilige Schiwoche war von guter Stimmung geprägt. Es bleibt Gertrud Zwicker zu danken für die hervorragende Organisation und ihr liebevolles Engagement!

## Freiwillige Helferarbeit

### Das Krisen-Interventionsteam (KIT) im Land Steiermark – psychosoziale Akutbetreuung

Edwin Benko



Foto: Fischer, Graz

#### Entstehungsgeschichte

Als Reaktion auf das Grubenunglück in Lassing 1998 hat das Land Steiermark als erstes Bundesland die „psychosoziale Akutbetreuung“ im Steiermärkischen Katastrophenschutzgesetz vom 16. März 1999 verankert und ein ehrenamtlich tätiges Team an psychosozialen AkutbetreuerInnen aufgebaut und mit der Koordinationsstelle *Krisenintervention* in der Fachabteilung *Katastrophenschutz und Landesverteidigung* verankert.

Die nunmehr 405 einsatzbereiten ehrenamtlichen AkutbetreuerInnen, bestehend aus psychosozialen Fachkräften und erfahrenen MitarbeiterInnen von Einsatzorganisationen mit absolvierter Kriseninterventionsausbildung, unterstützen Menschen nach unvorhersehbaren, plötzlichen, außerhalb der Vorstellungskraft liegenden, sogenannten traumatischen Ereignissen.

In der Akutphase – den ersten Stunden danach – ist das Team für Betroffene und Angehörige da, hat Zeit zum Zuhören, hilft bei der ersten Orientierung und gibt durch seine unaufdringliche Anwesenheit Unterstützung und Sicherheit, bis das soziale Netz aufgebaut ist. Im Vordergrund stehen die unmittelbaren Bedürfnisse der Betroffenen und Angehörigen, z. B. nach einem Wohnhausbrand oder einem Verkehrsunfall, einem Lawinenabgang oder bei Hochwasser, bei plötzlichem Kindstod oder Suizid. Bei plötzlichen Todesfällen wird ein Abschiednehmen vom Verstorbenen ermöglicht.

#### KIT-Land Steiermark, angesiedelt in der Fachabteilung für Katastrophenschutz und Landesverteidigung

Das KIT-Team wird vom Leitungsteam, bestehend aus der wissenschaftlichen Leiterin, Frau Primaria Dr. Katharina Purtscher-Penz, dem fachlichen und operativen Leiter, Herrn Edwin Benko, Psychotherapeut, und von der Leiterin der Koordinationsstelle Krisenintervention, Frau Diplomsozialarbeiterin Cornelia Forstner, MA geführt.

Die seit dem Jahr 2010 mit einer psychosozialen Fachkraft besetzte Koordinationsstelle Krisenintervention sichert die Vermittlung von passgenauer Hilfe für Betroffene und Angehörige nach Akuteinsätzen ab und nimmt im Großschadens- und Katastrophenfall ihre Aufgabe zur Durchführung von psychosozialen Maßnahmen in der Akut-, Übergangs- und Langzeitphase wahr. Das Land Steiermark lässt niemanden in Notsituationen allein!

Die Dienste des Kriseninterventionsteams Land Steiermark werden der steirischen Bevölkerung, Durchreisenden und Gästen durchgehend 24 Stunden am Tag unentgeltlich angeboten. Dazu sind in allen steirischen Bezirken Teams in ständiger Rufbereitschaft. Die Alarmierung erfolgt im Regelfall durch die Behörden und gesetzlich anerkannte Einsatzorganisationen sowie Rettungsdienste, über die Landeswarnzentrale unter der Nummer 130.

Die Teams sind im Durchschnitt täglich 1 ½ bis 2 Mal im Einsatz. Rund 580 Einsätze jährlich.

#### Komplexe Betreuungseinsätze 2014 und 2015

In den Jahren 2014 und 2015 konnten wir unsere fachliche Kompetenz im Sinne der psychosozialen Versorgung bei komplexen Einsätzen und Großschadenslagen, wie bei der Explosion in Kapfenstein, beim

Zugsunglück in Übelbach, bei der Amokfahrt in Graz und beim Wohnhausbrand in Großsteinbach zur Unterstützung der Betroffenen strukturiert einsetzen.

Die meisten Einsätze und somit der Großteil unserer ehrenamtlichen Arbeit finden jedoch abseits der Öffentlichkeit statt. Die drei häufigsten Einsatzindikationen sind:

1. Begleitung von Angehörigen nach Suizid
2. plötzliche Todesfälle (Herzinfarkt, Gehirnblutung, ...)
3. Unfälle (Arbeitsunfälle, Verkehrsunfälle mit tödlichen Folgen)

Über die Hälfte der Alarmierungen eines KIT-Teams erreicht die Landeswarnzentrale von der Polizei.

Zusätzlich steht den KIT-MitarbeiterInnen im Einsatz rund um die Uhr eine fachliche Hintergrundbereitschaft zur Absicherung des Interventions- und Betreuungsplanes zur Verfügung.

Das Angebot richtet sich jedoch nicht nur an unmittelbar betroffene Menschen und deren Angehörige, sondern auch an HelferInnen aus Einsatzorganisationen nach extrem belastenden Einsätzen, z. B. mit vielen Toten, toten Kindern oder wenn die Einsatzorganisationsmitglieder plötzlich selbst im Einsatz in eine lebensbedrohliche Lage kommen. Speziell ausgebildete SvE (Stressverarbeitung nach belastenden Ereignissen)-MitarbeiterInnen des KIT Land Steiermark unterstützen diese Menschen in Form von Einzel- und Gruppengesprächen.

In den letzten 19 Jahren unterstützten die ehrenamtlichen psychosozialen AkutbetreuerInnen Menschen in vielfältigen komplexen Betreuungslagen, bei Großschadensereignissen und bei Katastrophen: Tsunami 2004/2005, Wald am Schoberpass (drei vermisste Jäger) 2005, Böhler 2005, Gasen 2005, Wollfsdorf Leder 2006, Sinabelkirchen (Verkehrsunfall mit drei toten Jugendlichen) 2007, Pack (Busunfall, drei tote ungarische StaatsbürgerInnen) 2007, Lederfabrik Feldbach 2007, Busunfall Graz-Webbing 2008, Explosion St. Lambrecht 2008, ertrunkenes Kind am Waldschachersee 2008, Busunfall Laßnitzhöhe 2008, Flugzeugabsturz Graz 2008, Leoben (vermisste Jugendliche) 2009, Mooskirchen (Busunfall) 2009, Hochwasser 2009, Suizid/Hochzeit, Unfall mit einem Quad,

Vermisste Mutter/Suizid, Unfalltod in der Kletterhalle, vier Tote / unbeschränkter Bahnübergang (2014), Hochwasser Murau, Freizeitunfälle am Berg, Silounfall (drei Tote, 2013), Arbeitsunfälle/Forstunfälle, Tod im Ausland (Bootsunfall in Kolumbien) 2014.

### **Qualitätssicherung**

KIT Land Steiermark ist seit seinem Bestehen bemüht, Haltungen, Standorte, Sichtweisen und Inhalte fortwährend zu überprüfen, anzupassen und weiterzuentwickeln. Auf die Aus- und Fortbildung der ehrenamtlich tätigen MitarbeiterInnen und auf ein professionelles Ehrenamtlichen-Management wird großer Wert gelegt.

### **Ausbildung für andere Länder im Sinne von *Train the Trainer***

Wir geben unser Wissen auch gerne an benachbarte Länder (z. B. Ungarn, Slowenien im Jahr 2015, ...) weiter und unterstützen beim Aufbau der dortigen Akutbetreuungs- und Kriseninterventionsstrukturen.

### **Richtlinie 2013**

Im Dezember 2013 wurde die Grundlage dieser ehrenamtlichen Tätigkeit in schriftlicher Form verfasst und von der Landesregierung einstimmig angenommen – die „Richtlinie zur psychosozialen Akutbetreuung“.

### **Menschenrechtspreis 2015**

In Anerkennung für die geleistete Arbeit nach der Amokfahrt in Graz wurde dem fachlichen Leiter des Kriseninterventionsteams Land Steiermark, stellvertretend für alle ehrenamtlich tätigen KIT-MitarbeiterInnen, der Menschenrechtspreis der Stadt Graz 2015 verliehen.

### **Gesellschaftspolitischer Aspekt**

Menschen, die sich für diese ehrenamtliche Tätigkeit engagieren, leisten einerseits einen wesentlichen Beitrag für die Hinterbliebenen, Angehörigen, für Betroffene und Augenzeugen sowie für Einsatzkräfte und andererseits einen wesentlichen Beitrag für die Gesellschaft. Rosenkranz und Weber (2002, S. 12) halten in diesem Zusammenhang fest:

„Ehrenamtlich tätige BürgerInnen, die sich mitverantwortlich fühlen für das Gelingen des Zusammenlebens, [...] sind eine tragende Säule des

Sozialstaates. Sie stützen die kleiner und durchlässiger gewordenen Netze familiärer und nachbarschaftlicher Hilfe [...]“

Rosenkranz, D. & Weber, A. (Hrsg.) (2002). Freiwilligenarbeit. Einführung in das Management von Ehrenamtlichen in der Sozialen Arbeit. Weinheim und München: Juventa.

Edwin Benko, geboren 1954 in Graz

Religionspädagoge, Psychotherapeut

1996–2003 Obmann des Kinderschutzzentrums Graz. 1997–2005 internationale Lehrtätigkeit zur Ausbildung von PsychotherapeutInnen in der Ukraine und Russland; seit 2006 laufend an der Karl-Franzens-Universität Graz, Psychotherapeutisches Propädeutikum – LV „Ethik und Psychotherapie“; seit 2000 fachlicher Leiter des Kriseninterventionsteams Land Steiermark; 2003–2008 Vorsitzender des Steirischen Landesverbandes für Psychotherapie; seit 2008 Obmann von OMEGA – Transkulturelles Zentrum für psychische und physische Gesundheit und Integration; 2011 ausgezeichnet mit dem Goldenen Ehrenzeichen des Landes Steiermark; 2015 Menschenrechtspreisträger der Stadt Graz.

Autor in den Büchern „Psychosoziale Hilfe bei Katastrophen und komplexen Schadenslagen“ (2006), „Plötzlicher Tod – Abschied und Trauer“, „Freiwilligenarbeit in der Krisenintervention“ (2014), „Das Modell der psychosozialen Akutbetreuung in der Steiermark – Entwicklungen, Brüche und Aussichten“ und im „Jahrbuch für Politik“ (2015) „Amokfahrt in Graz – Menschen in Ausnahmesituationen menschlich kompetent begleiten“.

## Ankündiger



### **Einladung zur Seggauberger Familiensingwoche 2018** So., 26. August bis Sa., 1. September 2018, Schloss Seggau bei Leibnitz

---

**Gesamtleitung:** Gunter Pachatz

**Die Anmeldung:** [www.familiensingwoche-seggau.at](http://www.familiensingwoche-seggau.at). Fragen zur Homepage-Anmeldung bitte an: Wolfgang Haring, Mobiltel.: +43 650 6019999  
Briefanmeldung bitte an Wolfgang Haring.

**Organisatorische Dinge** betreffend wenden Sie sich bitte an:  
Gunter Pachatz, Mobiltel.: +43 664 4551196,  
E-Mail: [g.pachatz@aon.at](mailto:g.pachatz@aon.at)

#### **Programmangebot**

Singen im Plenum und in Kleingruppen

Teilnahme an Studios

**A) „Stars – außergewöhnliche Stücke für Kammerchor“:** Werke von Whitacre, Esenvalds, Gjeilo, Herzog u. a. – Franz M. Herzog

**B) Popmusik** – Georg Lenger

**C) Young Voices** – coole Musik für junge Leute von 10–14 Jahren  
– Christa Hofer

Bitte am Anmeldeformular **nur ein Studio** für die ganze Woche wählen!

– Einzelstimmführung (gegen Bezahlung!)

– Instrumentales Musizieren, Volkstanz

– Hausmusik- und Literaturabend

– Betreuung der musizierenden und noch nicht musizierenden Kinder

#### **MitarbeiterInnen**

Chorleitung: Rahela Durič (Gesamtchor, Männerchor), Franz M. Herzog (Gesamtchor, Studio), Christa Hofer (Jugendchor, Studio), Georg Lenger (Studio), Sebastian Meixner (Gesamtchor, Frauenchor)

Instrumentales Musizieren: Karl Hofer  
Musikalische Kinderbetreuung, Musical: Katarína Pachatz, Eva Woldrich  
Betreuung nicht musizierender Kinder (Kindergarten): Theresa Glawogger,  
Elisabeth Krienzer  
Korrepetition: Birgit Schweighofer  
Homepage und Systembetreuung: Wolfgang Haring  
Organisatorische Mitarbeit: Katarína Pachatz  
Gesamtleitung: Gunter Pachatz

## Das Bett im Bild

---

Eva Kreissl



### Wie man sich bettet, ...

Wie haben die Menschen in früheren Zeiten geschlafen? Eine einfache Frage, wie es scheint – doch schwer zu beantworten. Wie kaum ein anderes Möbelstück – ja, wie überhaupt kaum ein anderer Gegenstand – gibt das Bett Auskunft über die gesellschaftlichen Unterschiede seiner Benutzer. Jeder muss irgendwo irgendwie schlafen, das Wie aber ist bis heute recht unterschiedlich und kaum historisch oder regional zu bestimmen, sondern nach sozialen und kulturellen Kriterien. In den Inventaren von Verlassenschaften oder alten Eheverträgen werden Betten erwähnt, damit sind jedoch oft das Bettzeug, also Polster, Decken und Unterlagen, gemeint. Denn ein gutes Federbett war in der Regel viel kostspieliger als das hölzerne Gestell, in dem es benutzt wurde. Es gab natürlich auch sehr aufwändig verarbeitete Bettgestelle mit geschnitzten Rahmen und Stollen, gar mit einem Himmel oder hochwertig bemalt, die mit dem Wert eines Daunenplumeaus mithalten konnten. Doch zum einen weiß man wenig vom Schlafen, wenn man alleine die Bettstatt

sieht, und zum anderen: Die überwiegende Mehrheit der Menschen besaß zu wenig, als dass sie wertvolle und damit nennenswerte Gegenstände hinterließen oder in eine Ehe einbrachten, wenn ihnen nicht gar aus Mangel an Besitztümern eine Eheschließung verwehrt war.

Dem alltäglichen Tun und Lassen einfacher Menschen wurde bis zur Aufklärung kein Interesse geschenkt. Es gibt darüber kaum schriftliche Zeugnisse, geschweige denn Bilder. Bis zur Erfindung der Fotografie aber gab es eine Ausnahme: Motivbilder. Sie gehören zu den wenigen historischen Bildquellen über das Alltagsleben. Bei Unfällen, Krankheiten und Schicksalsschlägen verloben sich katholische Gläubige bis heute einem Heiligen oder der Mutter Gottes, damit sie bei Gott Fürsprache zur Errettung aus der misslichen Lage erleben. Dieses Verlöbnis ist eine Art Vertrag, bei dem im Gegenzug eine Wallfahrt versprochen wird. Seit dem 17. Jahrhundert wurde es Usus, diese stillheimliche Abmachung mit dem Transzendenten durch eine bildliche Dokumentation des Schicksalsschlages zu bekräftigen, aus dem man selbst oder Angehörige errettet wurden. Der Stil der Bilder ist schlicht, das Talent der Maler meist auch. Doch sie sind Dokumente, die einen Hergang schildern und dabei unbeabsichtigt auch die Lebensumstände der Dargestellten wiedergeben. Kranke werden oft in ihrem Bett liegend dargestellt. Vielmehr halb sitzend. Denn so schlief man, im Rücken gestützt durch einen Pfahl. Wahrscheinlich entstand diese Sitte durch die verbreiteten Lungenkrankheiten, die in erhöhter Körperhaltung leichter ertragen wurden. Auch die Enge der Räume, in denen oft mehrere Betten nebeneinander standen, trug dazu bei, dass die Betten im Vergleich zu heute recht kurz waren.

Der Schlaf war erst durch die Dominanz der bürgerlichen Kultur zu einer (Un-)Tätigkeit geworden, die möglichst in der Nacht und im Bett zu erledigen war. Bevor moralische Vorschriften bestimmten, wann und wo ein ehrsamer Bürger anstandshalber zu schlafen hat – nämlich nachts und im Bett – galt eine Person nicht unbedingt als faul, wenn sie tagsüber der Schlaf überkam. Die Strebsamkeit des Bürgertums jedoch machte aus dem kleinen Schlummer zwischendurch ein Delikt: Man stehle dem Herrgott den Tag. Ein kurzes Mittagsschläpfchen war gestattet, doch nicht im Bett, sondern bestenfalls darauf, aber eigentlich lieber auf dem Sofa oder der Ofenbank.



### ... so liegt man

Nur Kranken galt Bettruhe als Pflicht. Dies dokumentieren die Votivbilder aus der Sammlung des Volkskundemuseums in der Ausstellung *Im Bett. Episoden einer Zuflucht*. Auch sie lassen nur einen Blick auf den Alltag jener Votanten zu, die sich die Anfertigung eines Gemäldes ihrer Notlage leisten konnten. Die sozialen Unterschiede sind nicht nur an der Kleidung der Angehörigen neben dem Krankenlager abzulesen. Diese korrespondiert mit der Beschaffenheit des Betts, nicht nur seinem hölzernen Teil. Federbetten, Steppdecken oder einfache Wolldecken sind abgebildet, in karierten Überzügen oder mit kleinen Mustern, dazwischen Leintücher oder die Decke in eine leinene Deckenkappe gehüllt. Knopfleisten kommen nicht vor, die Überzüge von Pfühl und Kissen sind mit überkreuzten Schnürbändern geschlossen. Votivbilder sind zwar keine wirklichkeitsgetreuen Portraits, doch sie geben neben der Auskunft über ein konkretes Schicksal auch Gepflogenheiten in sozialen Gruppen, Lebensstandards und kulturgeschichtliche Entwicklungen wieder. Eindrucksvoll ist auch die Darstellung der Kranken selbst. Meist tragen sie eine Schlafhaube, schließlich war es für ärmere Menschen eine kostspielige Ausnahme, ein Krankenzimmer zu heizen. Mit gräulicher Gesichtsfarbe und einer Miene zwischen Schrecken und Ergebenheit blicken sie auf das Gnadenbild, das auf keiner der Darstellungen fehlt. Meist sind ihre Hände und die der Angehörigen zum Gebet gefaltet, denn sie bitten ja um Fürsprache. Das Bett ist ohnehin ein wichtiger Ort der ungestörten privaten Andacht und Zwiesprache mit Gott. Wenn vor dem Zubettgehen nicht einfach das Vaterunser gesprochen wird, empfehlen sich viele in Gutenachtgebeten dem Willen Gottes und bitten ihn, während des Schlafes, also einer Situation der Kontrolllosigkeit über sich selbst, aufzupassen und den Schlafenden aus diesem Zustand, der dem Tod so ähnlich ist, wieder erwachen zu lassen.

In vielen weiteren Episoden berichtet die Ausstellung über die Bedeutung des Bettes in den verschiedensten Lebenslagen, vom ersten bis zum letzten Bett, vom Traum und vom Alpdruck, vom Bett als geteiltem Möbel, als Statusobjekt und von den vielen Funktionen, die es heute übernimmt. Sie endet in einer sozialen Skulptur, einem großen Bett unter einer schwebenden Decke im Innenhof des Museums. Geschaffen wurde die Installation von

jungen Asylsuchenden in Graz, die ihr Bett verloren haben und hier von ihren Erfahrungen und Erinnerungen, von ihren Träumen und Wünschen erzählen.



Eva Kreissl ist Kulturwissenschaftlerin am Universalmuseum Joanneum und kuratierte die Ausstellung *Im Bett. Episoden einer Zuflucht*, die noch bis zum 31. Dezember 2018 am Volkskundemuseum Graz zu sehen ist.

### Begegnung beim Bett: Führung mit Konzert, Sa, 21. Juli – 16 Uhr

**Programm:** (Eintritt 15 Euro) Führung durch die Sonderausstellung – Pause mit Erfrischungen – danach Konzert

### Morgen ist schöner: musikalisch-literarischer Abend zwischen Damaskus und Graz mit Omar Khir Alanam und Yalla Sham

Wer seine Heimat verlassen musste, kann eine neue finden – und trägt die alte weiter in sich. Im Innenhof des Museums haben Flüchtlinge gemeinsam eine Skulptur mit Gedanken und Träumen rund um das Bett gestaltet – dem, das sie verlassen mussten, und ihrem neuen, das erst wieder zur sicheren Heimat werden muss. Das ist der richtige Ort für Omars Texte zu Heimat, Identität, Revolution, Flucht und Liebe. Begleitet wird er von rhythmischen Klängen und Liedern zur Oud.

Omar Khir Alanam ist Autor, Slammer und Texter der Lieder. Die Band Yalla Sham spielt in arabischer Tradition Lieder in ihrer Muttersprache und auf Deutsch.

**Im Bett. Episoden einer Zuflucht: Sonderausstellung im Volkskundemuseum,**  
Paulustorgasse 11–13 a, 8010 Graz, T: 0316 8017 9899  
24. 3. bis 31. 12. 2018, Mi–So, 14–18 Uhr

## Fahrten mit Roswitha Von der Hellen

---

**Absage:** Wegen zu geringer Teilnehmerzahl musste die Kärntenfahrt (3.–5. August) mit großem Bedauern abgesagt werden.

### Vorschau:

- 1. Fahrt ins INNVIERTTEL vom 12.–14. September: Ried im Innkreis,** Schärding (2 x ÜN), Braunau, Engelhartzell, Fürstencell, Passau (mit Schifffahrt)
- 2. ADVENTFAHRT „Auf den Spuren von *Stille Nacht*“ vom 8.–9. Dezember 2018: Filzmoos** (Filzmooser Kindl), Zell am See (Pinzgauer Advent), Wagrain (Waggerl-Haus, *Stille-Nacht*-Museum, Grab von Joseph Mohr u. a.

Für diese beiden Fahrten wird um **rasche**, wenn auch noch nicht verbindliche Voranmeldung gebeten, um rechtzeitig feststellen zu können, ob die Fahrten zustande kommen können. Per Mail oder telefonisch: roswitha-vdh@gmx.at, 0664 9201950. Nur an die Vorangemeldeten wird dann das Detailprogramm zugeschickt (per Mail oder auf dem Postweg)!

## 17. Wanderwoche mit Hans Schmidt in die Schladminger Tauern

---

(ausgebucht). 46 Teilnehmer!!

### Herzlich laden wir zu folgenden Veranstaltungen ein:

---

#### 1. Vortrag von Herrn Direktor Alexander Loretto: „Schulische Arbeit im interkulturellen Umfeld“

Hr. Loretto ist Direktor der Volksschule Graz-St. Andrä. Er gibt in seinem Vortrag einen Überblick über die Verhältnisse in der Murvorstadt, über deren Entwicklung sowie die Konsequenzen für die dortigen Schulen (SchülerInnenzahl, Sprachen, Religionen). Weitere Themen sind die Vielfalt der dort gespro-

chenen Sprachen, sowohl unter dem Aspekt des Deutschlernens als auch unter dem des Unterrichts in den anderen Fächern, schließlich die Vielfalt der Religionen, die immer wieder zu heftigen Diskussionen führt. Anhand praktischer und auch durchaus konfliktträchtiger Beispiele, verbunden mit etwas Theorie, soll die Arbeit an dieser Schule vorgestellt und diskutiert werden.

Ort: ABC Graz-Andritz, Haberlandtweg 17

Zeit: Freitag, 12. Oktober 2018, 18 Uhr

#### 2. Exkursion in Graz: Architektur der frühen „Grazer Schule“

Am Freitag, dem 19. Oktober 2018 führen die beiden Architekten DI Wolfgang Kapfhammer und DI Eugen Gross zu ihren Bauten in der Zeit von 1960 bis 2005.

Dazu schreibt W. Kapfhammer: *In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts arbeiteten in Graz junge Architektengruppen an neuen Raum- und Gestaltungskonzepten, die ursprünglich noch utopisch schienen. Die steirische Diözese ging im Kirchen- und Schulbau beispielhaft als Auftraggeber mit Wettbewerben voran. Mit dem „Modell Steiermark 1“ begann sich auch die Politik zu reformieren. Konzepte für die Raumplanung, für den Wohn-, Schul-, Landwirtschafts- und Spitalsbau u.v.a. wurden realisiert.*

*Eine Art „Gründer-Zeit“ begann bei uns in den Jahren 1970 bis 2000.*

*Aus diesen Jahren sind Besichtigungen von verschiedenartigen beispielgebenden Bauten vorgesehen: das Druckzentrum Styria in Graz-Messendorf, Universitätsbauten im Geidorfviertel, Studentenheime, Terrassenwohnbau in St. Peter, Kinderklinik, Kindergarten und Kirchenbau.*

Da die beiden Architekten auf ihr Honorar verzichten, fallen voraussichtlich nur die Buskosten an. Für die Bestellung dieses Autobusses ist jedoch eine genügend große Zahl von Anmeldungen nötig – andernfalls könnte die Exkursion nicht stattfinden. Wir ersuchen daher um eine möglichst baldige Anmeldung. Das Geld für den Bus werden wir im Bus einsammeln.

Anmeldung bitte bis 25. September im Büro des KBW (Fr. Schwinger): 8010, Bischofplatz 4, 3. St., Tel. 0316/8041-345 oder kbw@graz-seckau.at.

**Abfahrt: Freitag, 19. Oktober 2018, 9 Uhr Graz, Europaplatz, Busbahnhof. Rückkehr: ca. 17 Uhr.**

## Buchempfehlungen

### Andreas König: *Zwischentoren*

Gedichte. Ralf-Schuster-Verlag Passau 2015, 156 S. Kart. € 14,98

Ds., *Im Kreuzgang*. Gedichte. Ebd., 2018, 103 S. Kart. € 13,91

Maria Pietsch



Lyrik ist in unserer schnelllebigen Zeit ein Minderheitenprogramm und Gedichte haben es schwer, ihren Weg zum Leser zu finden, denn es erfordert seine Geduld und Aufmerksamkeit, dass sie sich ihm erschließen. Mit einmaligem Lesen ist es nicht getan. Man muss sich auf sie einlassen. Gedichte wie die ernstesten, tiefgründigsten von Andreas König wollen meditiert werden wie Bibelverse, handelt es sich doch weitgehend um komprimierte religiöse Texte. Die beiden Sammlungen von Königs Lyrik, die hier besprochen werden, heißen *Zwischentoren* (nach dem Tal im Tiroler Außerfern) und *Im Kreuzgang*. Der Titel

einer Sammlung von 2010, *Gespräche am Jakobsbrunnen*, weist ebenfalls auf die theologische Dimension hin. Die Gedichte Königs sind wie geschliffene Edelsteine, meist aufs Äußerste reduziert, und sie werden in konventioneller Schreibung mit sparsamer Zeichensetzung präsentiert. Abschließende Satzpunkte fehlen, denn das einzelne Gedicht soll im Leser weiter schwingen und ihn beschäftigen. Die Rezeption des Gedichtes ist kein abgeschlossener Vorgang. Da gibt es Texte, die nur aus Titel, Untertitel und einer einzigen Zeile auf einer weißen Seite bestehen. Z. B.: *Hauchenberg (Zuflucht) Lass mich den Himmel hören (Im Kreuzgang, S. 47)*.

Die beiden vorliegenden Bände sind sorgfältig und ansprechend gestaltet, die Seiten locker und leserfreundlich bedruckt. „*Zwischentoren*“ zeigt

auf dem in Grün gehaltenen Einband die Halser Ilz-Schleife. Dazu das Gedicht: *Große Steine (an der Ilz) / Große Steine / liegen im Fluss / Gern würde ich / zu ihrer Herde / zählen / Im Wasser ruhen, / das flüstert / und flieht*

Andreas König verortet seine Texte für den Leser nachvollziehbar. Er gibt zum Beispiel Schauplätze in Tirol, Salzburg, dem Allgäu, Oberitalien u. a. an und zoomt dann näher zu konkreten Straßen, Gebäuden, Gegenständen. Es gibt Gedichte, die Stimmungen, Erinnerungen wiedergeben, und solche, die verstorbener Menschen gedenken. Berge, Flüsse, Kunstwerke, auch Bahnsteige und die dazugehörigen Abschiede und menschlichen Beziehungen sind wiederkehrende Motive. Nichts ist harmlos und oberflächlich.

Dem Bändchen *Im Kreuzgang* sind 14 kleinformatige Schwarzweiß-Fotos beigegeben, auf die sich dann jeweils Gedichte beziehen. Es ist lohnend, sich mit dem Autor auf die Bilder einzulassen und seinen Schaffensprozess nachzuvollziehen. A. König fühlt sich selbst überrascht, wie er manchmal zu einem Gedicht kommt. Statt eines Nachworts im Band *Im Kreuzgang* (S. 97f.) beschreibt König die Entstehung eines Gedichts: Er wandert vor einem Gewitter mit seinem jüngsten Sohn zum Weiler Wachsenegg, an dessen Rand sich eine kleine Kapelle befindet. Ihre Tür steht offen, drinnen erwartet die beiden ein Madonnenbild mit Jesuskind. Der Gegensatz zwischen dem winzigen Gotteshaus und der weiten Landschaft in der Gewitterstimmung lassen den Autor nicht mehr los. Der Eindruck wird zur Keimzelle eines Gedichtes: *Kapelle in Wachsenegg. Die Tür zum Bild / stand auf / Die Wolken / zogen Zeilen / Die Jungfrau kam / zum Kind*

Wir begegnen in den meist ganz kurzen Texten einem sensiblen Menschen, für den Stimmungen, Situationen, Kunstwerke etc. zu sprechen beginnen, die für andere Menschen stumm bleiben. Und er nimmt uns mit in das Geheimnis der Entstehung eines lyrischen Gedichts. Übrigens: „Andreas König“ ist ein Pseudonym. Mehr unter [www.andreaskoenig-lyrik.de](http://www.andreaskoenig-lyrik.de).

## **Robert Preis, illustriert von Jakob Kirchmayr: Sagen aus der Steiermark**

Tyrolia, € 21,95

---

Katharina Wesener

Klassisch nach Regionen geordnet präsentiert sich das Inhaltsverzeichnis dieser etwas anderen Sammlung vieler Sagen unseres Bundeslandes: Die Figuren, von der Frau Percht über den Herrn Melcher, der unheimlichen Trud, den weißen Frauen bis hin zum Teufel klingen uns vertraut und bekannt, Robert Preis erzählt die traditionellen Geschichten aber neu, führt die Sprache und Formulierungen an unsere Zeit heran, bedient sich für diese Textsorte ungewöhnlicher sprachlicher Mittel, ohne alte Wendungen außer Acht zu lassen, und macht das Buch zu einer spannenden Lektüre für Alt und Jung. Jakob Kirchmayr versteht es zusätzlich, die Geschichten nicht nur in Szene zu setzen, sondern schlägt auch in der grafischen Auseinandersetzung mit den Inhalten einen weiteren Bogen in unsere Zeit. Ein gelungenes Buch für alle, die ihre Erinnerung an die „alten Geschichten“ wieder auffrischen und sie behutsam ihren Kindern und Enkelkindern weitergeben möchten.

## **Gerd Theißen: Der Anwalt des Paulus**

Gütersloher Verlagshaus 2017

---

Helmut Schlacher

*Gerd Theißen erweckt die plurale Vielfalt der antiken Welt, ihres Denkens, ihrer Kulturen und Richtungen zum Leben. Er erzählt, wie das junge Christentum um seine Gestalt und um seinen Platz in der Welt ringt. Christentum – wie alles begann – Die Geschichte des Paulus, wie sie noch nie erzählt wurde – Faktenreich, unterhaltsam und atmosphärisch dicht. (Verlagsankündigung)*

Als ich im Heft 3/2017 vom gleichen Autor den Bestseller „Der Schatten des Galiläers“ vorgestellt habe, war ich von der romanhaften und doch historisch haltbaren Darstellung Jesu restlos begeistert und habe deshalb das Buch empfohlen.

Dann erfuhr ich aus dem Verlagsprospekt, dass der Autor ein neues Buch mit obigem Titel verfasst hat. Mit dem ersten Anlesen des Vorwortes war mir noch nicht klar, dass ich es mit einem Kriminalroman zu tun hatte. Aber ja! Anwalt heißt Verteidiger. Paulus sollte vom römischen Anwalt Erasmus gegen jüdische Ankläger verteidigt werden. Diese Gruppe „Verschwörer des Pinchas“ warfen Paulus vor, den Abfall vom jüdischen Glauben zu predigen, „er lehrt, Beschneidung und Speisegebote zu verachten“. Sie warnen alle römischen Juden, Paulus zu unterstützen, „damit nicht auch ihr unseren Eifer zu spüren bekommt, denn es ist Gottes Wille, dass er auch in Rom seiner gerechten Strafe nicht entkommt“.

Durch die Vermittlung seines jüdischen Freundes Nathan sucht sich Erasmus über den gefangenen Paulus ein Bild zu machen. Erleichtert wird diese Nachforschung dadurch, dass die bildhübsche Tochter des Nathan, die philosophisch interessierte Hannah, die Verbindung zur Christengemeinde hat und von ihr einige Briefe des Wanderpredigers erhält. So kann sich Erasmus etwas in die widersprüchliche Person des Paulus einlesen: Ist er ein Eiferer und insofern auch für Rom gefährlich, oder ein Philosoph, der sehr nahe an die Gedanken der Stoa herankommt?

Ersteres ist ja von der Geschichte des Stephanus anzunehmen, wo die Steiniger die „Kleider zu Füßen des Zeugen Saulus ablegten“ (Apg 7,59) und „Saulus mit dem Mord einverstanden war“ (8,1a). Und er selbst schreibt an die Galater, dass er früher als gesetzestreuer Jude gelebt hat und die Kirche Gottes verfolgte und zu vernichten versuchte. „In der Treue zum jüdischen Gesetz übertraf ich die meisten Altersgenossen in meinem Volk und mit größtem Eifer setzte ich mich für die Überlieferung meiner Väter ein“ (Gal 1,13f.).

In der Begegnung mit Paulus im römischen Gefängnis erfährt der Philosoph Erasmus, dass die Bekehrung vom Gesetzeseiferer zum Vertreter der Versöhnung die eigentliche Lebenswende des Predigers war. Ihm als Anwalt

ist es natürlich suspekt, dass Gott alle Menschen im Gericht freispricht, obwohl sie Sünder sind. Er verlange nur, dass sie ihm glauben und vertrauen (Röm 3,12–5,21). „Als Rechtsanwalt sehe ich das etwas anders“, entgegnet er. „Ein Richter, der den Schuldigen freispricht, tut das Schlimmste, was ein Richter tun kann: Er beugt das Recht. Was du von Gott lehrst, ist Rechtsbeugung in höchster Instanz!“ (S. 153). Darauf antwortet Paulus, dass, wenn alle Menschen Sünder sind, niemand durch einen Freispruch benachteiligt werde. „Warum soll sich dann ein Mensch überhaupt anstrengen, Gutes zu tun“, wirft Erasmus ein. Paulus hat die Antwort selbst erfahren: Er wurde durch Christus zu einem neuen Menschen verwandelt (Röm 6–8). „Und das ist meine Botschaft: Diese Verwandlung des Menschen wird durch den Glauben an Christus möglich. Menschen sterben mit ihm. Sie können so wenig sündigen, wie ein Verstorbener ins Leben zurückkommen kann. Die durch Christus verwandelten Menschen tun spontan das Gute, wie ein guter Baum gute Früchte hervorbringt. Die Taufe hat sie von der Sünde befreit, sie sind ein neuer Mensch“ (vgl. Mt 12, 33–35).

So wird also die „Bekehrung des Paulus“ beschrieben. Dem evangelischen Autor ist es wichtig, die Rechtfertigungslehre als Wendepunkt im Leben des Paulus darzulegen.

Wie die Geschichte weitergeht? Hannah und Erasmus werden ein Liebespaar (die Beschneidung ist ja nicht mehr wichtig), der Sklave Tertius, der bereits Christ ist, wird freigelassen, aber die Situation in Rom wird brandgefährlich. (Hier darf der Krimi nicht weiter verraten werden!)

Ein Buch also, das theologisch und philosophisch anspruchsvolle Lektüre (vor allem mit dem eingestreuten Briefwechsel zwischen Erasmus und dem epikuräischen Philosophenfreund Philodemus) bedeutet. Aber gerade nach dem Lutherjahr gewiss eine gute Übung, historisch und ideengeschichtlich sich in die Anfänge unseres christlichen Glaubens einzulassen.

## **Franz Küberl: Sprachen des Helfens**

**Verlag Styria 2017, 160 Seiten, € 19,90**

Helmut Schlacher

*Franz Küberl kennt als ehemaliger Präsident der Caritas Österreich die Facetten und Motive des Helfens aus langjähriger persönlicher Erfahrung. „Helfen“, so ist er überzeugt, ist die meistgesprochene Sprache der Welt. Es hat einen Ursprung und eine Geschichte, einen Anfang und ein Ziel. Sein Buch führt in die gemeinsame Grammatik des Helfens ein. Es ist eine Reflexion über die Formen und Funktionsweisen von Hilfe, vor allem aber ein engagiertes, differenziertes und kritisches Plädoyer für mehr Mitmenschlichkeit im Großen wie im Kleinen.*



So der Einführungstext des Buches im Verlagsprogramm.

Mich hat das Buch angeregt, zur Predigt am Christkönigstag folgende Gedanken heraus- und aufzugreifen:

**„Was ihr für einen meiner geringsten (Schwestern und) Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40)**

*„Die Sprachen des Helfens erzählen die gute Seite der Menschheitsgeschichte. Dadurch wird deutlich, dass das Helfen der Adel des Menschseins ist. Es verändert denjenigen, der Hilfe erfährt, genauso wie denjenigen, der hilft. Es verbessert auch die Welt ein klein wenig. Hilfe, egal ob wir sie selbst brauchen oder anderen zur Verfügung stellen, ist deshalb fundamental, weil sie uns als Menschen in Beziehung setzt – miteinander und mit dem Herrgott.“ (S. 153)*

So die Zusammenfassung am Ende des Buches.

Einige andere Passagen sind mir wichtig:

1. Dass Küberl nicht verhehlt, dass es auch negative Strömungen gegen das Helfen gibt – politische, persönliche – nicht teilen wollen – Notleidende als minderwertig hinzustellen ..., und dass dem gegenüber festzustellen

ist: Gott lieben wir, wenn wir die anderen auch mögen, „denn der Herrgott mag bekanntlich alle gleich“.

2. Dass Küberl das Dilemma aufgreift, wenn er Paulus zitiert: „Deshalb wollen wir, solange wir noch Zeit haben, allen Menschen Gutes tun, besonders aber denen, die mit uns im Glauben verbunden sind (Gal 6,10).“ Soll man also nur den eigenen Landsleuten, Glaubensgenossen helfen („Österreicher zuerst!)? Ein Blick auf die 9900 Religionsgemeinschaften weltweit ergibt, dass viele von ihnen nur Hilfe für die eigenen Leute kennen. Dass aber wir Katholiken und viele der 3000 christlichen Konfessionen (aber nicht alle) ein Hilfeverständnis haben, das die Grenzen der Konfession übersteigt. Küberl löst das Dilemma, indem er betont, dass die Armen in der eigenen Gemeinde, der eigenen Pfarre selbstverständlich die Erstadressaten von Hilfe sind, dass aber diese Armutsbekämpfung nur ein „Hilfstrainingslager“ ist, damit die Gläubigen für weltweite Hilfe bei Erdbeben, Flüchtlingen, Hochwasser, Hungersnöten etc. offener werden.
3. Dass Küberl betont, die Sprache des Helfens dürfe nie in Machtausübung über andere ausarten.
4. Dass Küberl konkrete Anregungen gibt, wie man Helfen lernen könne: Ausschau halten, wer alles hilft (Nachbarschaftshilfe, Krankenbesuchsdienst, Rettung und Feuerwehr, Begleiter bei Arztbesuchen, Vorleser usw.), und dass man Helfern auch danken soll, ihre Tätigkeiten am Stammtisch verteidigen, von ihnen erzählen, sie befragen könnte und sich so selbst nicht mehr aus der Verantwortung herausnehmen mag.

## **Peter Trummer: „Ich bin das Licht der Welt“**

**Meditationen zu biblischen Ich-bin-Worten (durchgehend vierfarbig gestaltet), Herder Verlag 2018, 168 S., € 24,-**

Helmut Schlacher

Wenn ich mich auf die Sonntagspredigt vorbereite, dann greife ich gerne zum griechischen Neuen Testament und komme beim Vergleich mit der deutschen Einheitsübersetzung bei manchen Wörtern ins Stocken: „Das könnte ja auch etwas anderes bedeuten.“ Freilich gibt es die Kommentare, die ich aus meiner Studienzeit kenne. Aber die helfen mir heute nicht mehr weiter. So bin ich froh, wenn es neue Versuche gibt, biblische Texte zu deuten. Die drei Büchlein von Peter Trummer, der an der Universität Graz Neues Testament lehrte, sind solche Deutehilfen: Im letzten, oben angeführten, fand ich wunderbare Gedanken zum Evangelium vom Winzer und den Weinreben, die nur Frucht bringen, wenn sie am Weinstock bleiben (Joh 15, 1–8, 5. Sonntag in der Osterzeit). Da heißt es in den Versen 1 und 2 in der Einheitsübersetzung: „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Winzer. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, **schneidet** er ab, und jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringt.“ Trummer übersetzt das Wort **airei** mit **hebt er auf**. Das ist dieselbe Übersetzung wie bei Joh 1,29, wo Johannes der Täufer auf Jesus weist mit den Worten: „Seht das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt **hinwegnimmt** – **airon**“. Hier kann genauso besser übersetzt werden mit **„auf sich nimmt“**.

Dieses Aufheben ist also kein Hinauswurf aus dem Weinberg, sondern eine Rankhilfe für die im Orient oft dicht am Boden wuchernden Reben. Und wenn sie schon hinausgeworfen werden müssen und verbrennen, dann ist das der ökologische Kreislauf, nichts ist verloren (Joh 15,6). Daraus eine Höllendrohung für die Jünger, die nicht beim Weinstock bleiben, zu machen – das fiel nur den mittelalterlichen Exegeten ein. Jesu Hilfe beim Fruchtbringen



ist die Aussage dieses Ich-bin-Wortes. Trummer fügt noch eine wunderbare Metapher dazu ein: Die Frucht ist eine T r a u b e. Die einzelnen Beeren sind nicht unmittelbar mit dem Weinstock verbunden – nur in der Traube, sie ist eine kollektive Frucht, wie das Brot eine kollektive Speise aus den Körnern ist. So kann Jesus gemeint haben, dass man nur im solidarischen Miteinander mit ihm und dem Vater verbunden bleibt (vgl. S. 157).

Auch die anderen Ich-bin-Worte Jesu sind als Lebenshilfen gedacht: Das Brot des Lebens, das lebendige Wasser, das Licht der Welt, der gute Hirte, die wahre Türe, die Auferstehung und das Leben und als Zusammenfassung: der Weg, die Wahrheit und das Leben. Und sie sind nicht auf die Person Jesu beschränkt, sondern jeder Jünger kann und soll für andere Licht, Brot, Wasser ... sein.

In diese Deutungen sind im Buch Lyrik und bildhafte Objekte eingestreut, die anschaulich „und be-greif-bar machen: Wie können wir unsere äußerst fragile Existenz, aller Einzelnen und der Welt insgesamt, einigermaßen mit Vertrauen und Zuversicht bewältigen?“ (vgl. Vorwort S. 11).

Auch die 2012 und 2016 herausgegebenen Auslegungen Trummers **Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause – Wie Jesus heilte und heilt Auferstehung jetzt – Ostern als Aufstand. Theologische Provokationen** stehen ganz vorne in meinem Bücherschrank, damit sie für meine Predigtvorbereitung greifbar sind. Sie sind aber für jeden an zeitgemäßen und kompetenten Erklärungen des Neuen Testaments Interessierten leicht lesbar und verständlich.

## **Zu guter Letzt!**

---

Karl Haas

Der folgende Text von Phil Bosmans (1922–2012) sei allen Mitgliedern, besonders aber den Müttern, Großmüttern, Uromis sowie allen mütterlichen Frauen unserer Erziehergemeinschaft mit den besten Wünschen, wenn auch verspätet, sehr herzlich zugeeignet.

## **Das Herz jeder Familie**

*Der Mai ist der Monat aller Mütter.*

*Geschäfte animieren uns, zum Muttertag etwas zu kaufen.*

*Vergessen wir aber niemals: Das schönste Geschenk ist unsere Hochachtung, Sorge und kindliche Liebe für sie.*

*Trag die Mutter auf Händen.*

*Wahre Mütter sind etwas Wunderbares.*

*Sie verstehen uns, arbeiten für uns, sorgen für uns, lieben uns, beten für uns.*

*Das einzig Schlimme, was sie uns antun: sterben und verlassen.*

*Wenn du noch eine Mutter hast, halte sie in Ehren.*

*Warte nicht, bis sie tot ist, um ihr Blumen zu bringen.*

*Sei gut zu ihr, und das nicht nur am Muttertag.*

*Wenn deine Mutter alt ist und sich vielleicht mit ihrer Gesundheit abplagt, Sorge doppelt für sie.*

*Sie trug dich durch den Morgen des Lebens,*

*trage du sie voll Liebe durch den Abend des Lebens.*

*Die Mutter ist das Herz jeder Familie,*

*das Band, das alles zusammenhält,*

*das Feuer im Herzen, das alles wärmt.*

*Wie alt du auch wirst*

*Und was du auch angestellt haben magst,*

*für die Mutter bleibst du immer ihr Kind.*

*Wahre Mütter sind zu den unmöglichsten*

*und wunderbarsten Dingen der Liebe imstande.*

*Mütter sind einmalig, unersetzlich.*

**Offenlegung nach dem Mediengesetz**

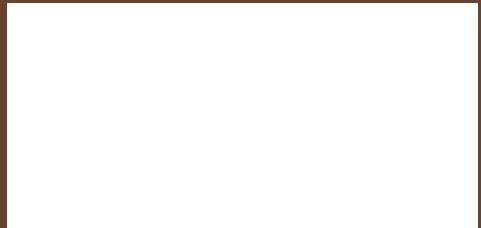
Inhaber der Zeitschrift „Begegnungen“: Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnen-Gemeinschaft Steiermark (KLE), 8010 Graz, Bischofplatz 4; <http://ka.graz-seckau.at/kle>; Vorsitzender: Wolfgang J. Pietsch, [wolfgang\\_j.pietsch@aon.at](mailto:wolfgang_j.pietsch@aon.at); Schriftleiter: Helmut Schlacher, [helmut.schlacher@aon.at](mailto:helmut.schlacher@aon.at) – Beiträge an diese Adresse erbeten. Redaktionelle Mitarbeit: Maria Gobiet, Karl Haas, Wolfgang J. Pietsch, Katharina Wesener; Fotos: Autoren der Beiträge. Blattlinie: Kommunikationsorgan der KLE; Layout & Satz: Ini Schnider, Druck: REHA DRUCK: Druckerei der REHA – Dienstleistungs- und Handels GmbH mit dem Ziel, behinderte Menschen zu beschäftigen und auszubilden. Viktor-Franz-Straße 9, 8051 Graz.

Die Verantwortung für den Inhalt und die sachliche Richtigkeit der einzelnen Beiträge liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren.

Konto der KLE: AT182081500000296244. Im jährlichen Mitgliedsbeitrag von € 15 ist der Bezug der „Begegnungen“ inkludiert.



Österreichische Post AG  
info.mail Entgelt bezahlt



KATHOLISCHE   
KIRCHE STEIERMARK

Falls unzustellbar, bitte retour an:  
**Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark**  
**8010 Graz, Bischofplatz 4/III**

